



DER PIPER

REA

DER

HERBST 2025

DORA ZWICKAU

CARSTEN HENN

LINUS GESCHKE

CARO MATZKO

STEN NADOLNY

GAËL FAYE

HANNO SAUER

JOSEFINE GAUCK

JAROSLAV RUDIŠ

FLORENCE WINTER

RANSOM RIGGS

SYOU ISHIDA

JENNIFER SIEGLAR,
TIM SCHREDER

SUSANNE SIEGERT

GABY HAUPTMANN

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER,

neulich hat mich ein Satz regelrecht angesprochen: »When you shrug, it's a no.« Wie wahr – und wie oft reagieren wir mit einem Achselzucken auf Fragen, Umstände, Veränderungen, sei es aus Überforderung, aus Ratlosigkeit oder tatsächlich Gleichgültigkeit. Aber achselzuckend kommt nichts Neues in die Welt, und achselzuckend werden zum Glück auch keine Bücher geschrieben, verlegt oder – hoffentlich! – gelesen.

In diesem Sinn: Willkommen zum neuen Piper-Reader! Was Sie in den Händen halten, ist bereits die vierzehnte Ausgabe unseres Verlagsmagazins. Als wir vor gut sieben Jahren den Reader ins Leben riefen, war es ein Experiment, das einerseits der Vielfalt unserer Programme Rechnung tragen und zugleich einen Blick hinter die Verlagsskulissen ermöglichen wollte. Seither entsteht Heft um Heft aufs Neue mit dem Leitgedanken, Ihnen Autorinnen und Autoren und Bücher auf eine Art und Weise nahezubringen, wie es sonst nur im persönlichen Gespräch möglich ist. Auch dieser Reader versammelt Hintergründe, Interviews und Leseproben zu einigen der wichtigsten Titel unserer neuen Programme. Doch beim Blättern und Lesen werden Sie merken, dass diese Ausgabe ein regelrechtes Feuerwerk an Highlights bietet. Da sind zum einen die neuen Werke von so beliebten und etablierten Hausautoren wie Sten Nadolny und Gaby Hauptmann, die beide seit dreißig Jahren bei Piper veröffentlichen, oder von Carsten Henn, dessen »Buchspazierer« zu einer Art Talisman der Lesenden geworden ist.

In »Sonnenaufgang Nr. 5« erzählt er von einer lebensverändernden Begegnung und der Bedeutung von Erinnerung. Der französische Literaturstar Gaël Faye erweist sich nach dem Erfolg von »Kleines Land« mit »Jacaranda« als Romancier von traumwandlerischer Sicherheit. Ein Thema, das wohl jeden im Leben beschäftigt, behandelt der Philosoph Hanno Sauer in »Klasse – Die Entstehung von oben und unten«. Nach »Moral« verfolgt er hier, woher unsere Vorstellungen von Status rühren und wie sie unsere Gesellschaft bis heute prägen. Und »Der Trailer« ist der Auftakt einer Thriller-Trilogie, die Linus Geschke so abgründig und spannend geschrieben hat, dass schon wir im Lektorat die Fortsetzung kaum abwarten können.

Jetzt möchte ich Sie aber zunächst einladen, eine neue Autorin zu entdecken, die einen so klugen, rasanten und faszinierenden Roman über unsere gerade sich erigende Gegenwart vorlegt, dass es uns schier umgehauen und absolut begeistert hat: Dora Zwickau mit »Gesellschaftsspiel«.

Kehren Sie also nicht um, sondern lesen Sie weiter!

Herzlich

*Herzliche Grüße
Friedrich Gumbel*

INHALT

DORA ZWICKAU GESELLSCHAFTSSPIEL	04
CARSTEN HENN SONNENAUFANG NR. 5	14
LINUS GESCHKE DER TRAILER	22
CARO MATZKO ALTE WUT	32
STEN NADOLNY HERBSTGESCHICHTE	42
GAËL FAYE JACARANDA	50
HANNO SAUER KLASSE	60
JOSEFINE GAUCK MAL GUCKEN	68

JAROSLAV RUDIŠ
GEBRAUCHSANWEISUNG
FÜR BIER

78

FLORENCE WINTER
DIE STURMTOCHTER

88

RANSOM RIGGS
SUNDERWORLD –
DIE BEACHTLICHEN MISSEFOLGE
DES LEOPOLD BERRY

94

SYOU ISHIDA
DAS GLÜCK BRINGT EINE KATZE

102

**JENNIFER SIEGLAR,
TIM SCHREDER**
EINFACH NICHT ALTERN?

110

SUSANNE SIEGERT
GEDENKEN NEU DENKEN

114

GABY HAUPTMANN
30 JAHRE

120



HENNING @verschwoerungspraktiker
Weimarer Republik 2.0

💬 13.1k ↻ 11.2k ❤️ 36.3k 📊 97.4k ↗



Sasha Feldkirch @boycottbrokkoli
Ist das eigentlich ein Witz mit Weimar? Hat Double Z jemand vom letzten Mal erzählt, als dort eine neue Gesellschaftsform ausgerufen wurde?

💬 13.1k ↻ 11.2k ❤️ 36.3k 📊 97.4k ↗



Sasha Feldkirch @boycottbrokkoli
Gegenfrage: Funktioniert unser derzeitiges System?

💬 13.1k ↺ 11.2k ❤️ 36.3k 📊 97.4k ⬆️



Flo_ristiker @nordlicht
Ja, für einige funktioniert die Demokratie gerade ganz fantastisch. Die internationale Liga der gewählten Autokraten finden sie sicher wunderbar.

💬 13.1k ↺ 11.2k ❤️ 36.3k 📊 97.4k ⬆️

In ihrem Roman »Gesellschafts-
spiel« erzählt Dora Zwickau
von einer Familie aus drei
Einzelkämpferinnen, die wieder
zueinander finden. Von einem
gespaltenen Land, das verlernt
hat, wie man miteinander spricht.
Und von einem Tech-Milliardär,
dessen Vision das gesellschaftli-
che Leben revolutionieren könnte.
Ein hellwacher, mitreißender
Roman – der Gegenwart einen
halben Schritt voraus!



INTERVIEW

DORA

Liebe Dora, »Gesellschaftsspiel« erzählt drei Wochen aus dem Leben dreier Frauen. Wer sind die drei? Und was ist bei ihnen in diesen Tagen los?

Da ist eine ganze Menge los. Die Schwestern Isabelle und Annika sind einander über die Jahre fremd geworden. Isabelle ist alleinerziehende Lehrerin. Annika lebt und arbeitet seit Jahren im Silicon Valley. Nach dem tödlichen Schlaganfall ihrer Mutter finden sie und ihre Tante Dagmar plötzlich im Krankenhaus zusammen. Für Trauer bleibt allerdings gar keine Zeit: Ein amerikanischer Milliardär kündigt ein Sozialexperiment mit weitreichenden Folgen an, und das spielt plötzlich auch im Alltag der drei Frauen eine riesige Rolle. Denn obwohl er Amerikaner ist, hat er sich dafür ausgerechnet die Heimatstadt dieser drei ausgesucht: Weimar.

Was hat es mit diesem Tech-Unternehmer und seinem Experiment auf sich?

Zobeir Zeenavand, genannt Double Z, plant eine neue Art des Zusammenlebens, ein Experiment in direkter Demokratie. Dazu entwickelt er eine App – »The Syndicate« – und verschickt sie an alle Menschen, die in Weimar wohnen oder dort geboren wurden. Wie zu erwarten, stürzt sich die Weltöffentlichkeit auf diese Nachricht und es entbrennt eine Debatte darüber, was Demokratie eigentlich ist und soll, wie die Menschheit die Herausforderungen der Zukunft

meistern kann und wofür Double Zs 500 Millionen Euro ausgegeben werden sollen.

Wie reagieren Isabelle, Annika und Dagmar auf »The Syndicate«?

Im Roman überlagern sich der familiäre Schicksalsschlag und die Veröffentlichung der App. Die Frauen müssen miteinander eine neue Familiendynamik finden und sich gleichzeitig selbst befragen, wie sie zu der gesellschaftlichen Entwicklung stehen. Darf man sich auf »Syndicate« einlassen? Ist das die letzte Chance für die Demokratie oder ihre endgültige Aushebelung? Ist es Zeit für die Abkehr von alten Systemen? Und darf eine gute Zukunft käuflich sein?

Vielschichtiger Familienroman und aktuelles Debattenbuch – dein Roman ist beides. War das von Anfang an so angelegt?

Am Anfang stand für mich das Gedankenexperiment einer gesellschaftlichen Umwälzung. Doch wer kann heute so einen radikalen Schnitt herbeiführen? Ein Tech-Milliardär schien mir die ideale Besetzung. Er sollte jedoch selbst kein Protagonist im Roman werden. Ich wollte die Ereignisse aus der Sicht der Menschen zeigen, denen sie zustoßen und die mit ihren ganz eigenen, privaten Herausforderungen befasst sind. Isabelle, Annika und Dagmar habe ich nach und nach beim Schreiben kennengelernt.

Aber das ist nicht alles. Zwischen den Kapiteln beschreibst du in Social Media- oder Podcast-Beiträgen die Reaktion auf »Syndicate« ...

Ich habe mich gefragt, wie ich von »Syndicate« erfahren würde. Wie ich mit Freundinnen und Freunden kommunizieren würde, wenn so etwas passiert. Diese Momente medialer Aufregung kennen wir ja alle, in denen jede WhatsApp-Gruppe, jeder Podcast, jede Zeitung auf ein Thema aufspringen. Erst hat sich das in einige Kapitel eingeschlichen und dann habe ich es zum Feature gemacht. Diese Zwischentöne bilden eine viel breitere Reaktion ab.

In den Zwischentönen spiegelst du das mediale Geschehen rund um »Syndicate«, sie sind eine große Qualität des Romans: Ich musste laut lachen – zugleich gehst du in eine ernsthafte Auseinandersetzung mit der Art, wie Medien funktionieren. Was beobachtest du hier?

Es ist einfach unsere Realität, dass wir im Supermarkt am Gemüseregal stehen und in unserem Telefon praktisch eine zweite Welt steckt. Hier passiert rund um die Uhr etwas. Zu viel. Zu ununterbrochen. Dabei sind diese Geschehnisse weit weg von unserem Alltag. Manchmal kommt es mir vor, als lebten wir tatsächlich in zwei Welten.

Der Roman bringt selbst die Frage auf, ob es sich bei Double Zs Vision um eine Utopie oder eine Dystopie handelt. Was ist dein Eindruck?

Im Roman beschreibe ich ein erfundenes Ereignis und spiele es mit den Mitteln der Literatur durch. Bei der Recherche habe ich mich natürlich mit vielen Positionen beschäftigt. Die Visionen der Optimisten und die der Pessimisten. Wahrscheinlich wird keines der Lager zu hundert Prozent recht haben. Aber es

finden neue Gespräche statt. Wir fragen uns nach der eigenen Rolle im Weltgeschehen. Neulich sagte mal wieder jemand, Europa solle eine eigene Social-Media-Plattform launchen. Etablierte Journalisten fragen, was wir an unserer Demokratie verändern müssen. Viele Menschen auf allen Ebenen machen sich Gedanken zur Kommunikation von Politik, zur Organisation unseres Zusammenlebens, zur Beschränkung von zu großer Machtanhäufung durch Unternehmen oder Institutionen. Ob etwas gut oder schlecht ist, hat sicher damit zu tun, wer diese Macht hat. Wer in unserer Gesellschaft mitspielen darf.

Du lebst seit über zehn Jahren in London, bist aber in Deutschland aufgewachsen. Hat dieser Abstand geholfen, die Positionen und das politische Geschehen hier besser zu greifen?

Ja. Das und sicher auch das Arbeiten in internationalen Teams. Man lernt die eigenen Glaubenssätze zu hinterfragen, wenn man auf andere trifft. Auch rückt die Welt viel näher, wenn man bei jeder Naturkatastrophe, jedem Konflikt, irgendwo jemanden kennt, der selbst betroffen ist.

Die Zukunft der Demokratie wird derzeit diskutiert wie kaum ein anderes Thema. Was hast du aus der Arbeit an deinem Roman mitgenommen?

Auch ich habe mit Isabelle, Annika und Dagmar meine Perspektive auf vieles neu überdacht. Ich habe keine Antworten. Aber man muss erstmal die richtigen Fragen stellen. Und wir müssen uns andere Geschichten erzählen. Damit fängt alles an. Angesichts der globalen Herausforderungen fällt es leicht, in defensiven Pessimismus zu verfallen. Eine zu einfache Haltung. Und eine langweilige noch dazu.

ZWICKAU

LESEPROBE

Isabelle

Als es an der Tür des Klassenzimmers klopfte, las Isabelle gerade eine Rezension über einen Erzählband zur Nachwendezeit. Aus dem Beitrag war nicht sofort ersichtlich, ob die Rezensentin selbst aus dem Osten oder aus dem Westen stammte. Dann eindeutig Wessi, hörte sie die Stimme ihrer Mutter.

Sie sah auf und blickte in Karin Mossbachers strenges Gesicht. Der Countdown der Stoppuhr zeigte 12:03 Minuten. Karin hatte nicht auf ein Herein gewartet, sondern war mit energischen Sportlehre-rinnenschritten direkt vor die Klasse getreten und sprach zu den Schülerinnen und Schülern, nicht zu Isabelle: »Entschuldigt die Störung, Frau Seeberger muss sich um eine wichtige Angelegenheit kümmern. Ich werde den Rest der Stunde übernehmen.« Mit wenigen Worten hatte sie Isabelle zu einem weiteren Mitglied der 8b gemacht, Isabelle packte also ihren Rucksack und folgte Karin vor die Tür. Auf dem Flur überreichte Karin Mossbacher ihr ein Post-it:

Verdacht auf Schlaganfall

Klinikum

3. Etage

»Sie haben noch sieben Minuten. Charlotte soll vortragen. Weißhaupt, nicht Müller-Dietrich«, sagte Isabelle, aber Karin hatte ihren Auftritt gar nicht als Übergabe zwischen Kolleginnen begriffen, stattdessen legte sie mit traurigem Lächeln den Kopf zur Seite und berührte Isabelle am Arm. Isabelle war sich sicher, dass sie diese Geste im Sportunterricht auch für ihre menstruierenden Schülerinnen nutzte.

»Geh«, sagte Karin und schlüpfte ins Klassenzimmer. Von drinnen hörte Isabelle: »So! Zeit ist um. Wer möchte vorlesen?«

Auf der Uhr in ihrer Hand standen noch sechs Minuten und fünf Sekunden.

Auf dem Klinikparkplatz angekommen, ruft sie Alexander an, er müsste gerade Pause haben. Sein Notfalltelefon, das er zur Einschulung bekommen hat, ist wie immer aus. Handyfreies Klassenzimmer, denkt Isabelle.

Sie schickt ihm eine Sprachnachricht, lässt ihn wissen, dass er heute Nachmittag mit zu Matteo gehen wird. Dessen Mama wisse bereits Bescheid. Was genau genommen noch nicht stimmt, aber gleich stimmen wird.

Matteos Mutter, Mareike, ist nicht berufstätig und hilft erfahrungsgemäß immer gerne aus. Und Isabelle fühlt sich nahezu immer schlecht deswegen. Mehr noch als die Angst davor, was sie im Krankenhaus erwarten wird, schmerzt sie der Gedanke, dass auch ihr Sohn in den nächsten Tagen eine wichtige Erfahrung des Erwachsenwerdens machen wird. Sie steigt aus dem Wagen und geht Richtung Eingang.

»Name der Patientin?«

»Seeberger.«

»Und Ihr Name?«

»Auch.«

»Sind Sie die Tochter?«

»Ja. Eine von zweien.«

»Es gibt Neues aus der Welt der Tech-Milliardäre. Und heute ist Markus zu Gast, er verfolgt das ganze Projekt nun schon seit einiger Zeit. – Hallo Markus, schön, dass du da bist. Erzähl uns und unseren Hörer*innen doch mal: Syndicate, was ist das? Eine neue App? Ein Bauprojekt? Eine Sekte?«

»Ja, hallo. Es ist alles und nichts. Bisher ist Syndicate – oder The Syndicate – nur die Vision eines Mannes namens Zobeir Zeenavand – für Freunde und Follower auch einfach Double Z. Der Gute ist von Haus aus Tech-Milliardär. Natürlich aus den USA, und er plant – ich will mal sagen – sein eigenes Utopia. Konkreter

wird er bislang nicht. Aber Beobachter vermuten so was wie eine Privatstadt. Und zwar nicht nur im Sinne einer Smart-City, so mit Solaranlagen und selbstfahrenden Autos, sondern es soll wohl auch um neue Arten der Organisation und Verwaltung gehen.«

»Was genau ist da geplant?«

»Genau noch gar nichts. Aber was den Reiz für seine Anhänger bisher ausmacht, ist: Er hat viele gute Ideen. Dazu hat er seine eigene Mediathek online gestellt. ›Library of Ideas‹ nennt er die. Darauf interviewt er Experten und Aktivisten.«

»Und um was für Themen geht es da?«

»Hauptsächlich zeigt er gesellschaftliche Missstände auf – fast wie ihr hier im Podcast –, aber er liefert – über seine Gäste – auch gleich Ideen für Verbesserungen.«

»Was kritisiert Double Z denn?«

»Alles. Sogar sich selbst. Das könnte den Klimaaktivisten gefallen, was er da anprangert. Aber er sagt auch viel zum Thema globale Ungerechtigkeit. Oder etwa zu der unzulänglichen Repräsentanz der Bevölkerung durch die Politiker.«

»Und warum erregt dieses Projekt jetzt so großes Aufsehen?«

»Es gibt Gerüchte, ein Leak aus engen Kreisen, wie es neudeutsch so schön heißt, dass er derzeit auf Standortsuche für dieses Utopia ist.«

»Wo will er denn hin? Auf eine Insel? Zum Mars?«

»Das weiß man eben noch nicht, aber es wird viel spekuliert.«

»Darf ich noch kurz nachhaken, Stichwort Neuorganisation und Repräsentanz, wie dürfen wir uns das vorstellen? Will er, Double Z, dort gewissermaßen selbst regieren?«

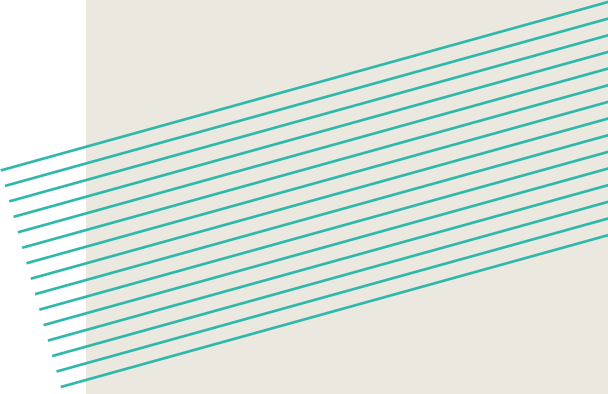
»Lustigerweise ist Double Z unter anderem als Entwickler von Onlinespielen reich geworden. In einem dieser Spiele kann man als Königin oder König über sein eigenes Völkchen herrschen. Böse Stimmen sagen, er habe das selber etwas zu viel gespielt und es sei ihm zu Kopf gestiegen.«

»Aber inwiefern er selbst sich als Akteur beteiligen will, ist bislang – wie so vieles – noch unklar.«

»Offiziell gibt es dazu von ihm keine Aussage, genau.«

»Danke dir, Markus, für das Update.«

»Gerne.«



**»IST DAS HIER
DENN WIRKLICH
SCHON KONKUR-
RENZ ZUR
DEMOKRATIE?«
»DAS IST DIE
FRAGE. MEINT
DOUBLE Z ES
ALS ERGÄNZUNG
ODER ALS AL-
TERNATIVE?«**

»OKAY.
SELBST WENN
ALLES, WAS
ER ANBIETET,
RECHTENS IST
... IST DOCH
WOHL DER
WILLE DA,
DIESER
AUSHEBELUNG
DER
DEMOKRATIE
ENTGEGEN-
ZUWIRKEN«
»SICHER?«

Dagmar

Eine knappe Stunde nachdem sie vom Schlaganfall ihrer Schwester erfahren hat, geht Dagmar einkaufen. Sie erledigt ihren Wocheneinkauf immer dienstagsmorgens und sieht keinen Grund, ihn heute zu verschieben. Routinen helfen ihr durch den Tag. Durch die Woche. Und dann durch die nächste. Dagmar weiß, man sagt heute nicht mehr Neurose, sondern Neurodiversität. Sie weiß auch: Das Pflegen dieser Neurosen ermöglicht ihr seit siebenundfünfzig Jahren ein stabiles Leben. Sie löst einen Einkaufswagen und schiebt ihn zum Obst und Gemüse, vergleicht zwei Kilo Äpfel mit Apfelsinen und legt das günstigere Netz in den Wagen.

Als am Vormittag der Name ihrer Nichte auf dem Display aufleuchtete, war sie über den unangekündigten Anruf erschrocken. Nachdem Isabelle gesprochen hatte, entstand eine lange Pause. Keine konnte sich ins Mitgefühl für die andere flüchten, als Schwester und Tochter waren sie Gabi gleich nah. Isabelle füllte die Stille in der Leitung schließlich mit Details zu ihrem Treffen im Krankenhaus. Sie klang, als würden sie sich zum Brunchen verabreden.

Unwillkürlich sah Dagmar ihre Schwester vor sich. Auf einer Trage im Rettungswagen. Obwohl sie in ihrem Leben unzählige US-Arztserien angesehen hat, lief ihr kein Blut aus Ohren oder Nase. Nur ihre Augen waren geschlossen, als schliefe sie gerade mit ihrem Enkel im Arm auf dem Sofa ein. Ob Alexander sich später einmal an seine Oma erinnern würde?

»Du willst sie sicher auch noch mal sehen«, sagte Isabelle.

Wozu, dachte Dagmar, und nach einer kurzen Pause antwortete sie: »Ja, natürlich.«

Das Verhältnis zu ihrer Schwester war seit jeher weder gut noch schlecht. Seit wann eigentlich genau, überlegt Dagmar. Für Menschen ihres Alters ist beim Blick auf die eigene Jugend das erste Gebot immer die Frage nach dem Verhältnis zum sogenannten System. Das Verhältnis zu sich selbst bleibt meist unergründet. Unterschiedlich waren Gabi und sie immer gewesen, soviel konnte sie mit Sicherheit sagen. Auch später als Erwachsene hatten sie wenig Gemeinsamkeiten, Dagmar lebte alleinstehend im akademischen Elfenbeinturm, Gabi dagegen mit den Herausforderungen

und Problemen einer Kleinfamilie. Zu dieser Zeit war Dagmar gern zu Gast im Leben ihrer Schwester gewesen. Zurück im eigenen Schneckenhaus war sie trotzdem immer froh, all diese Konflikte selbst nicht ausstehen zu müssen.

Als sich Gabis Mann Dieter dann in den Westen absonderte, wohlgemerkt fünfzehn Jahre nach dem Mauerfall, fanden sich die beiden in derselben Position wieder: alleinstehende Frauen in ihren Vierzigern. Nur ließ Gabi es wie einen Schicksalsschlag aussehen. In diesen Jahren vertrug Dagmar ihre Nähe nur schlecht.

Die Biotomaten sind nicht mehr am gewohnten Fleck. Sie braucht einen Moment, um das neue Bio-Regal als Realität anzunehmen. In ihrer Tasche vibriert es. Es ist Ruth. Und Dagmar weiß, ihre Freundin wird so schnell nicht aufgeben.

Sie geht ans Telefon. »Hallo Ruth«, sagt sie so leise, dass sie gerade noch zu hören ist.

»Was sagst du zu all dem? Ist das nicht unerhört?«

Aus irgendeinem Grund erreichen Aufregerthemen Ruth immer zuerst.

»Was denn?«, fragt Dagmar.

Ruth nennt die Dinge nie beim Namen. Sie sagt: »Du wirst es mir nicht glauben!«, »Wir leben in dunklen Zeiten!« oder »Dass es das im einundzwanzigsten Jahrhundert noch gibt!«. Dagmar kann aus ihren Worten nur selten auf die Ereignisse schließen und wartet in der Regel auf die Links mit Hintergrundinformationen, die ihr Ruth oft noch während des Telefonats schickt.

Doch heute ist Ruth schnell fertig. Sie wolle unbedingt ihren Sohn anrufen, entschuldigt sie sich und beendet das Gespräch, ohne dass Dagmar in die Verlegenheit kommt, ihr von Gabis Schlaganfall zu erzählen.

Wahrscheinlich, denkt Dagmar, erwartet man von ihr, dass sie sich heute Zeit nimmt, das Ganze zu verarbeiten. Solche Ratschläge kommen nur von Leuten, in deren Leben so viel los ist, dass sie sich selbst nicht denken hören. Genau genommen besteht Dagmars gesamtes Dasein aus Zeit und Verarbeiten. Sie hat schnell begriffen, dass die meisten Dinge, mit denen sie ihre Tage verbringt, weder »Erledigungen« noch »Erlebnisse« sind. Über die Jahre hat sie Strategien entwickelt, um ein für ihr Umfeld akzeptables Min-

destmaß an Aktivitäten vorzutauschen. Gegenüber Pia, aus der Uni-Bibliothek, dehnt sie einen morgendlichen Cafébesuch zu einem ausgiebigen Sonntagsbrunch aus. Aus dem Kauf eines gebrauchten Buchs macht sie einen ganzen Flohmarktbummel. Aus der Reinigung des Katzenklos gleich einen Frühjahrsputz. Wer nichts tut, macht sich verdächtig.

»Liebe Leute, hier jetzt Bildungspodcast. Wer macht mal Begriffserklärung kurz?«

»Bildungslivestream.«

»Okay, ich mach diesmal. Ein Syndikat ist eine Gruppierung von Personen oder Unternehmen.

Unter einem Rundfunksyndikat zum Beispiel versteht man einen organisatorischen Zusammenschluss mehrerer, wirtschaftlich meist unabhängiger Fernseh- oder Radiostationen. Das Mietshäuser Syndikat ... wurde ... in Freiburg im Breisgau von ehemaligen Hausbesetzern gegründet. Seit etwa den 1960er Jahren ist Syndikat auch für kriminelle Vereinigungen schlechthin gebräuchlich. Diese Verwendung wurde durch einschlägige Filme, Romane und Sachbücher popularisiert.«

»Ist im Silicon Valley oft sowieso Ansichtssache. Die einen sagen Gewerkschaft, die anderen sagen kriminelle Vereinigung.«

»Und hier noch für die Sprachnerds: Das Wort Syndikat entstammt dem französischen syndicat- sorry für die Aussprache. ...lateinischen Wort syndicus, welches seinerseits von griechisch syndikos, deutsch ‚Verwalter einer Angelegenheit‘ abstammt.«

»Eine Angelegenheit. Ja, das ist die Demokratie wohl.«

»Deshalb kommt er nach Deutschland! Das Mekka der Verwalter*innen!«

»Ist das hier denn wirklich schon Konkurrenz zur Demokratie?«

»Das ist die Frage. Meint Double Z es als Ergänzung oder als Alternative?«

(...)

»Hallo zusammen, Marion hier, nur mal so, kurzes Update, ihr macht das toll, es hören 1,6 Millionen Leute zu. Also: no pressure. Aber bitte weiter so.«
 »Hey, ich weiß, was es juristisch sein könnte. Seid ihr bereit?«
 »Jetzt kommt's ...«
 »Eine Gesellschaft.«
 »Da hat er wieder ein Wortspiel gefunden.«
 »Nicht ich, Double Z! Ist das nicht herrlich? Das macht er doch nur, um uns zu piesacken.«
 »Verschwörungstheorie!«
 »Spricht Double Z überhaupt Deutsch?«
 »Nein, aber der hat Übersetzer und alles, guck doch mal, wie vorbildlich die Untertitel in seiner Mediathek immer gegendert sind.«
 »Finde wirklich nur ich das so lustig? Ein CEO begründet eine neue Art des Zusammenlebens. Revolutionär, nie dagewesen. Eine Parallelorganisation neben dem Staat. Nein, nein, nichts Politisches. Keine Partei. Mit verheißungsvollem Namen. The Syndicate. Und wo landen wir am Ende: bei einer Gesellschaft. Es ist so herrlich, Hut ab für diesen Eulenspiegelstreich.«
 »Meinst, er gründet Weimar SE?«
 »Ich frage mich auch, könnte es jemand verbieten?«
 »Okay, selbst wenn alles, was er anbietet, derzeit rechtens ist, wird man doch nachbessern. Auch wenn er die erste Runde gewinnt, ist doch wohl der Wille da, dieser Aushebelung der Demokratie entgegenzuwirken.«
 »Sicher?«
 »Natürlich, wenn er damit durchkommt, dann nur wegen einer Schwachstelle im System.«
 »Oder weil die Vierte Gewalt ihren Job zu schlecht macht.«
 »Uhhh, burn!«

Annika

Das Internet schäumt. Aber Annika schläft gut. So gut, dass sie sogar erst von ihrem Wecker wach wird. Sie schlägt die Decke weg und bestellt beim Zimmerservice einen großen schwarzen Kaffee. Ein wenig fühlt sie sich noch immer wie eine Deserteurin. Es wird zum Angriff geblasen, aber sie läuft in die entgegengesetzte Richtung. Die Wahrheit ist: Sie hat seit Langem nicht so produktiv gearbeitet wie seit dem Zeitpunkt, als Double Z der gesamten Welt die Konzentration gestohlen hat.

Mit einem gezielten Post in einem firmenweiten Slack-Channel konnte sie bereits gestern die Anfragen ihrer Kollegen weitgehend vorwegnehmen: Nein, sie ist nicht aus hellseherischen Gründen nach Weimar gereist, sondern aufgrund einer familiären Angelegenheit. Nein, sie hat Double Z noch nicht gesehen. Sollte sich das ändern, wird sie natürlich Bescheid geben.

Danach war Ruhe. Für The Syndicate bringt sie bisher nicht mehr als müde Gleichgültigkeit auf. Ihre Arbeitskollegen haben sich über Nacht die Geschichte Weimars mithilfe von TikTok-Videos angeeignet.

Dass Brianna einen ganzen Arbeitstag damit zugebracht hat, sich und alle Kolleginnen auf Slack für den Umstand zu beglückwünschen, eine Chefin aus Weimar zu haben, schien ihr selbst nicht aufzufallen. Annika tut sich schwer mit dieser jungen, völlig filterlosen Generation.

In der Nacht hat ihr Brianna nur wenige Nachrichten gesendet. Darunter einen Link zu einem Video mit der Notiz *Hier schau mal: Kann man da dein Haus sehen?*

Annika startet das Video. Findige US-Journalisten haben offenbar einen stimmigen Trailer aus ein paar guten Luftaufnahmen und anderem Archivmaterial von Weimar zusammengeschnitten. Annika sieht die üblichen Wahrzeichen und Prachtbauten. Vor ihrem inneren Auge ergänzt sie die Platte im Norden der Stadt, in der sie groß geworden ist.

Weimar ist so beautiful, hat Brianna noch geschrieben. Und: *Ich liebe Bayern*.

Der Wagen kommt direkt vor ihr zum Stehen. Und noch bevor Annika etwas zur Begrüßung sagen kann, schließt ihre Schwester sie fest in die Arme. Die Umarmung ist weich und lang.

»Hey«, sagt Isabelle danach, sie wirkt verlegen.

»Hey«, antwortet Annika.

Im Auto sitzt Isabelle erst nur da, ohne den Schlüssel ins Zündschloß zu stecken. Erst nach einer Weile dreht sie sich zu Annika rüber.

»Sorry, ich ...« Sie schaut auf den Autoschlüssel in ihrer Hand. »Ich hätte es am Telefon sagen sollen ...« Annika spürt, dass sie ihrer Schwester in dieses Gespräch helfen muss. Sie glaubt zu wissen, was sie im Krankenhaus erwartet, bevor Isabelle es ausspricht.

»Schon gut«, sagt sie sanft. »Sag es einfach.«

Isabelle lässt sich einen weiteren Moment Zeit.

»Es war schon zu spät, bevor Mama überhaupt im Krankenhaus eingetroffen ist.«

Es zu wissen, ist eine Sache. Die Wahrheit aus Isabelles Mund zu hören, eine völlig andere. Als sie die Tränen in den Augen ihrer Schwester sieht, verschwimmt ihr eigener Blick. Als übertrügen sich Tränen per Blickkontakt.

»Wir ...«, spricht Isabelle weiter. »Wir fahren nur zum Abschiednehmen noch mal hin.«

Ihr sitzt plötzlich nicht nur die erwachsene Isabelle gegenüber, sondern auch das kleine Mädchen, das sich damals an sie gekuschelt hat, wenn zwischen ihren Eltern die Fetzen flogen. Auch die Teenagerin, die ihre Mutter später anstelle des Vaters anschrie. Und da ist die Isabelle, die selbst Mutter ist. Die Tatsache, dass Alexander seine Oma verloren hat, trifft Annika mit unerwarteter Wucht. Es ist ein und derselbe Tod, aber der Verlust einer Großmutter erscheint ihr trauriger als der einer Mutter.

»Hast du es Alexander schon gesagt?«

»Ich wollte warten bis ...«, Isabelle fährt mit dem Finger über ihre Jeans, »bis es so weit ist.«

Während der Fahrt sprechen sie beide kein Wort mehr. Ihr Schweigen eint sie nicht, sondern umhüllt jede für sich allein. Der Tod bringt Familien näher zusammen, denkt Annika, aber ist man nach dem Tod streng genommen nicht weniger Familie?



04.
JUL
2025

DORA ZWICKAU
GESELLSCHAFTSSPIEL

Hardcover mit Schutzumschlag

288 Seiten

24,00 € (D) 24,70 € (A)

ISBN 978-3-492-07386-8

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

CARSTEN HENN

SONNEN- AUFGANG NR. 5

Leben wir tatsächlich zweimal? Erst in der Wirklichkeit und dann in der Erinnerung? Mit der exzentrischen alten Filmdiva Stella und dem 19-jährigen Studenten Jonas treffen zwei Menschen aufeinander, die mit dem Leben und mit der Erinnerung so ihre Probleme haben. Gemeinsam erkennen die beiden, dass man jeden Tag leben muss, als sei es der letzte. Damit man ein Leben führt, das unvergesslich ist.



INTERVIEW

Worum geht es in »Sonnenaufgang Nr. 5«?

Der Roman handelt vom Aufeinandertreffen der alten, exzentrischen Filmdiva Stella Dor und des 19-jährigen Jonas Engelbaum, dem sie ihr Leben erzählt, damit er ihre Autobiografie verfasst. Zwei sehr unterschiedliche Menschen, die doch ganz viel vereint. Im Kern geht es um Erinnerungen, und wie man damit umgeht.

Wie würden Sie die Entwicklung der beiden Hauptfiguren in diesem Roman beschreiben?

Beide müssen mit einem einschneidenden Ereignis aus ihrer Vergangenheit klarkommen. Jonas macht das, indem er versucht, jede Erinnerung wegzudrücken. Stella dagegen schreibt ihre Vergangenheit um, damit sie damit leben kann. Ich glaube, wir alle wählen mal die eine, mal die andere Methode. Für eine gewisse Zeit kann das auch gutgehen, können wir uns damit vielleicht sogar schützen, aber im Unbewussten entwickelt das, was wir verdrängen, eine immer größere Macht. Irgendwann müssen wir uns dem dann stellen, so schwer es auch fällt. Die Frage ist, ob Jonas und Stella das erkennen. Und was es für sie und ihr Leben bedeutet.

Was hat es mit der Bibliothek der Zettel auf sich?

Stella hat ihre Erinnerungen über Jahrzehnte gesammelt wie andere Briefmarken. Immer, wenn ihr etwas einfällt, das unbedingt in die Autobiografie gehört, hat sie es sofort aufgeschrieben. Auf Zetteln, Servietten, Einkaufsbons, Kaffeefiltern – was immer sie gerade zur Hand hatte. In ihrem Zuhause, dem ehemaligen Strandpavillon *Die Krabbe*, sind solche Notizen deshalb überall zu finden, vor allem in ihrer großen Sammlung von Autobiografien, denn Stella liest nichts anderes. Man kann sagen, sie hat ihr ganzes Leben in Zettel verwandelt.

Warum liest Stella ausgerechnet Autobiografien?

Seit einem sehr dramatischen Erlebnis erträgt sie Erfundenes nicht mehr, sondern nur noch das wahre

Leben, deshalb liest sie ausschließlich Autobiografien und hat auch aufgehört, als Schauspielerin zu arbeiten. Wobei sich natürlich die Frage stellt, wie wahrhaftig Autobiografien überhaupt sind. Auf jeden Fall erfährt man in ihnen nicht nur viel über das Leben von Menschen, sondern auch darüber, wie sie möchten, dass wir uns an sie erinnern. Was manchmal mehr über diese Menschen aussagt als die beschriebenen Gegebenheiten. Es gibt aber noch einen Grund, warum Stella Autobiografien liest: Sie will wissen, wie andere mit den Brüchen und Fallstricken ihres Lebens umgehen.

Gab es eine Inspiration oder Initialzündung für dieses Buch?

Seit vielen Jahren passiert es immer wieder, dass Menschen mir Geschichten aus ihrem Leben erzählen möchten, über die ich schreiben soll. Es gibt ein großes Bedürfnis, die eigene Geschichte in ein Buch zu verwandeln. Ich glaube, weil wir alle hoffen, dass unser Leben nicht nur eines von vielen ist, sondern ein besonderes, eines, das es wert ist, gelebt zu werden. Ich kann dieses Bedürfnis sehr gut nachvollziehen, es hat etwas zutiefst Menschliches. Deshalb berührt es mich immer tief, wenn Menschen mich bitten, ihre Geschichte aufzuschreiben, auch wenn ich immer ablehnen muss. Seit Langem schon schwebte mir deshalb eine Romanfigur vor, die ihr Leben in ein Buch verwandeln möchte – dabei aber nicht die ganze Wahrheit erzählt. Und als Gegenüber eine Figur, die das Leben anderer niederschreibt – obwohl sie eigentlich ihr eigenes erzählen sollte.

Wie sind Sie auf das Haus auf Stelzen gekommen, in dem Stella wohnt?

Als ich jung war, fuhren wir mindestens zweimal im Jahr zum Urlaub an die Nordsee. Meine Großeltern besaßen nämlich ein kleines Häuschen in den Niederlanden, das sie selbst umgebaut hatten. Die Strandpavillons habe ich bei diesen Urlauben immer besonders geliebt – nicht nur, weil es dort leckeres



WIR ALLE HOFFEN, DASS UNSER LEBEN NICHT NUR EINES VON VIELEN IST, SONDERN EIN BESONDERES, EINES, DAS ES WERT IST, GELEBT ZU WERDEN.

Eis und *Friet Speciaal* gab. Mich fasziniert, dass es Gebäude zwischen Land und Meer sind, in einem Bereich, in dem es keine anderen Bauten gibt und niemand wohnt. Noch dazu waren die Strandpavillons nur im Sommer geöffnet, dann war da viel los, in den anderen Jahreszeiten aber waren sie geschlossen und menschenleer. Ein Strandpavillon steht also gleich in zweierlei Hinsicht zwischen den Welten. Dass Stella hier ihr Zuhause hat, sagt viel über ihre Situation und sie selbst. Zudem gibt es einen sehr persönlichen Grund für Stellas Hauswahl, der aber erst im Laufe des Romans klar wird.

Macht es einen Unterschied, einen Roman zu schreiben, der am Meer spielt, im Vergleich zu einem Buch, das irgendwo anders in Deutschland spielt?

Jede Landschaft ist im Wandel, aber keine so sehr wie das Meer. Ständig verändert sich seine Farbe, seine Form, seine Bewegung, seine Melodie, sein Geruch. Es ist Wandel schlechthin. Dabei ist das Meer gleichzeitig ebenso faszinierend schön wie bedrohlich und gefährlich. Es vereint diesen Widerspruch.

Zudem ist es ausgesprochen geheimnisvoll, denn wir sehen nur die Oberfläche, dabei spielt sich das meiste darunter, in der Tiefe ab. Das prägt eine Geschichte in besonderer Weise. Die von Stella und Jonas hätte nirgendwo anders spielen können.

Wie in all Ihren Roman gibt es auch in »Sonnenaufgang Nr. 5« wunderbare, skurrile Hauptfiguren. Stellen Sie uns doch drei davon vor!

Ich verwende viel Zeit auf die Konzeption meiner Nebenfiguren, denn ich finde sie ungemein wichtig für einen Roman.

Als Erstes muss ich den alten Paul nennen, der Stellas Strandpavillon *Die Krabbe* kostenlos instand hält und oft mit seinem Golden Retriever namens Guter Junge vorbeischaut. Paul vergisst sehr viel, manchmal sogar, welche Jahreszeit gerade herrscht, weswegen er sich oft völlig falsch kleidet. Was er aber nie vergisst: Er liebt Stella und wünscht sich nichts mehr als einen Tanz mit ihr. Auch der Maler Geraldo – eigentlich Gerhard – buhlt um Stella. Ein eigenwilliger Künstler, der für seine Strandbilder berühmt ist und als Markenzeichen stets pinke Stiefel trägt.

Besonders in Herz geschlossen habe ich die Schwestern Imke und Britta Roose. Sie führen die Ferienpension *Ebbe & Flut*, in der Jonas abgestiegen ist, und sind riesige Stella-Dor-Fans. Obwohl erst Mitte dreißig verhalten sie sich eher wie Mitte siebzig. Ein bisschen erinnern sie an das großartige Schwesternpaar aus *Arsen & Spitzenhäubchen*. Die beiden zu schreiben hat soviel Spaß gemacht.

Gibt es etwas aus Ihrem Leben, das in Ihrer Autobiografie auf jeden Fall stehen müsste?

Ich werde bestimmt nie eine schreiben. Alles, was ich aus meinem Leben zu erzählen habe, findet sich in meinen Romanen – ohne dass es jemand weiß. Die Geschichten meines eigenen Lebens sind für mich wie ein Steinbruch für die Romane. Dieses Authentische ist für mich ein Weg zu wahrhaftigerem Erzählen. Und ich habe den Eindruck, dass Leserinnen und Leser das ganz genau spüren.

LESEPROBE

1

Eine Stimme im Bus

Auch ein gutes Boot schwankt, wenn man es betritt.

Das hatte sein Vater ihm mit auf die Reise gegeben. Jonas murmelte den Satz, als er aus dem Bus stieg und den rot gepflasterten Bürgersteig betrat, auf dem Sand lag wie Zucker auf einem Kuchen. Er hatte den Satz schon gemurmelt, als er in seiner Heimatstadt in den ICE gestiegen war, dann wieder beim Einsteigen in den Fernbus und schließlich, als er in dem nahezu leeren Kleinbus Platz nahm, der ihn durchs flache Land geschaukelt hatte. Hierhin, in diesen winzigen Ort am Meer, dessen Namen kaum jemand kannte. Und von den wenigen, die ihn kannten, sprachen die meisten ihn falsch aus. Jonas hatte die korrekte Aussprache erstmals gehört, als beim Öffnen der Türen der Name auf Platt angesagt wurde.

Nervös zog er an seiner Kleidung. Seit Jonas ein Teenager war, schien sie nie richtig zu passen, egal, wie sehr er daran herumnestelte. Jetzt, mit neunzehn Jahren, kam es ihm vor, als wäre das für jeden so ersichtlich wie eine blinkende Neonreklame.

Allerdings war hier niemand außer einer alten Frau, die mit ihrem edlen dunkelgrünen Kostüm samt Hut aussah, als wäre sie auf dem Weg zu einer Hochzeit. Sie saß auf einem der drei überdachten Hartplastiksitze neben dem Haltestellen-Schild und lächelte.

Jonas ließ seinen Blick über den Küstenort gleiten, der für die nächsten zwei Wochen sein Zuhause sein sollte. Dies musste der zentrale Platz sein, gesäumt von einem beflaggten Rathaus, einer leicht schiefen Kirche samt goldener Wetterkogge an der Spitze, einer Bäckerei, die auch Strandspielzeug verkaufte, einem griechischen Restaurant namens *Dionysos* und einem weißen, hölzernen Pier, an dessen Anfang eine Imbissbude stand und an dessen Ende ein achteckiger weißer Pavillon thronte, der einzigen Sehenswürdigkeit hier.

Der Ort wirkte auf Jonas wie eine Modellbaustadt, und es hätte ihn nicht gewundert, wenn eine Märklin-Lok hindurchgefahren wäre.

Jonas wusste in diesem Moment nicht, dass die Filmdiva, deren sechsundsiebzig Lebensjahre er in ein Buch verwandeln sollte, nur einen halben Kilometer entfernt in westlicher Richtung lebte. Er wusste auch nicht, dass in der Bude *Grootmoders Kōök* an der Promenade mit Nessa eine junge Frau in seinem Alter hinter der Theke stand, mit der er Freundschaft schließen würde. Und erst recht wusste er in diesem Moment nicht, dass Sonnenaufgänge Nummern haben konnten.

Aber in zwei Wochen konnte sich sehr viel ändern. Wenn es die richtigen zwei Wochen waren.

Um in Ruhe auf Google Maps nachzuschauen, wohin er musste, setzte Jonas sich neben die alte Frau. Sie schien zu warten, aber außer ihm war niemand aus dem Bus gestiegen. Die Frau hatte auch keine Anstalten gemacht einzusteigen. Warum lächelte sie also so selig?

»Alles gut bei Ihnen?«, fragte Jonas.

»Sehr.«

»Warten Sie auf jemanden?«

Die alte Dame reichte ihm förmlich die Hand. »Hallo, ich bin Bentje, und ich warte auf meinen Mann.«

»Jonas«, antwortete er ein wenig überrumpelt.

»Kommt Ihr Mann mit dem nächsten Bus?«

Ihr Lächeln wurde noch strahlender. »Robert kommt mit jedem Bus. Jeden Tag.«

Jonas öffnete die Vordertasche seines Rucksacks und holte die Zellophantüte mit den Walnüssen heraus. Er hatte vor Kurzem gelesen, dass ihr Genuss glücklich machte. Viele waren nicht mehr übrig, aber die verwirrte Frau neben ihm schien sie dringender zu brauchen.

»Hier, die sind gut.«

Als sie die offene Tüte mit Nüssen sah, leuchteten ihre Augen.

»Das ist aber nett von Ihnen. Sehe ich denn so hungrig aus?«

»Nein, aber Sie ... also ...«

Bentje legte eine Hand auf die seine. »Sie fragen sich,

warum ich hier sitze, in meinem besten Sonntagsstaat? Und denken, dass vielleicht etwas mit mir nicht stimmt, oder?»

»Das würde ich nie ...«

Sie drückte Jonas' Hand. »Vielleicht stimmt auch etwas nicht mit mir. Ganz bestimmt stimmt etwas nicht mit mir. Ich habe meinen Mann verloren, mit dem ich dreiundvierzig Jahre verheiratet war. Wobei, *verloren* ist das falsche Wort, oder? Etwas Verlorenes kann man wiederfinden. Aber er ist fort, er ist ...«, sie atmete tief durch, »... gestorben. Warum ist es so schwer, das auszusprechen?«

»Das tut mir sehr leid.« Obwohl Jonas wusste, dass Nüsse bei so etwas überhaupt nicht halfen, hielt er der alten Dame nochmals die Tüte hin.

Lächelnd schüttelte Bentje den Kopf.

Jonas schwieg. Er wusste: Manchmal brauchte es Stille, um sie mit Worten füllen zu können. Je größer die Worte, desto mehr Stille brauchten sie.

»Ich erzähle Ihnen, warum ich gesagt habe, dass mein Mann mit jedem Bus kommt. Eigentlich ist es ganz einfach: weil ich dann seine Stimme höre. Ich schließe meine Augen, und für einen kurzen, glücklichen Moment fühlt es sich wieder an, als würde er noch leben und sich gleich neben mich setzen.«

Jonas blickte dorthin, wo eben noch der Bus gestanden hatte. »Die Ansage vom Band ...«

»Ja, mein Robert hat sie angesprochen. Er hat alle Haltestellen dieser Linie angesprochen, aber die anderen wurden mittlerweile ersetzt. Nur die hier im Ort nicht, da spricht er immer noch. Jeden Tag kommen zwei Busse, und wenn mein Robert hier eintrifft, warte ich schon auf ihn. Bei Wind und Wetter. Ich bin für ihn da. Und er für mich.«

Jonas packte die unangerührte Tüte Walnüsse wieder ein und strich der alten Dame sanft über den Arm.

»Das finde ich wunderschön!«

Bentje wischte sich eine kleine Träne aus dem Augenwinkel. »Und ich finde es schön, dass Sie sich zu mir gesetzt haben. Was führt Sie denn in unser Örtchen außerhalb der Saison?«

»Ich bin auf dem Weg zu einer Frau namens Stella Dor, sie ...«

»Ich weiß, wer Stella ist. Jeder hier weiß das. Sie ist schließlich unsere Bardot. Eine berühmte Schauspielerin wie Stella lässt uns alle gleich ein bisschen

mondäner wirken. Obwohl man sie leider nicht oft sieht.« Bentje blickte auf ihre goldene Armbanduhr. »Bald kommt Robert wieder.« Mit nonchalanter Eleganz richtete sie ihren Hut.

»Wie ist sie so?«

»Ich mag sie sehr. Eine starke Frau, selbstbewusst, lässt sich nichts sagen.«

»Klingt, als gäbe es da ein Aber?«

»Sie haben gute Ohren!« Bentje schmunzelte. Ihr Finger zeigte auf das größte Gebäude am Platz.

»Das ist unser Rathaus. Da wurde zu Stellas siebenzigstem Geburtstag ein Empfang gegeben. Mit allerhand herausgeputzten Ehrengästen, dem Shantychor aus dem Nachbarort, sogar der Schützenverein war da, um Salven abzufeuern. Sie sollte zur Ehrenbürgerin ernannt werden und sich ins Goldene Buch eintragen.«

»Aber ...?«

»Was denken Sie?«

»Sie tauchte nicht auf?«

»Oh, doch. Stella rauschte heran, nahm die Ehrung entgegen und hielt dann ihre Dankesrede. Sie bestand aus fünf Worten: *Das hat ganz schön gedauert.*« Bentje kicherte. »Ist hier zum geflügelten Wort geworden.«

»Sie ist also schwierig? Arrogant? Egozentrisch?«

»Sie ist eine Diva durch und durch. Einen Fuchs kritisiert man ja auch nicht dafür, dass er Hühner stiehlt.« Sie sah wieder auf ihre Armbanduhr. »Gleich ist er hier. Robert war schon immer sehr pünktlich.«

Jonas stand auf, schulterte seinen Rucksack und strich sich die Haare aus dem Gesicht, die ihm die Brise vom Meer hineingeweht hatte. »Dann mache ich mich mal auf den Weg.«

»Gehen Sie da hinten beim Kinderspielplatz am Kletterleuchtturm rechts. Dann einfach dem Pfad in den Dünen folgen, und irgendwann kommen Sie bei Stella an. Sie werden ihr Haus erkennen, glauben Sie mir.«

»Danke. Und grüßen Sie Ihren Mann!«

»Das werde ich tun. Und Sie lassen sich von Stella nicht einschüchtern.«

Jonas schüttelte den Kopf. »Ganz bestimmt nicht.«

Doch in Wahrheit war er bereits jetzt eingeschüchtert von ihr.

Das Boot, in das er getreten war, schaukelte bedrohlich.

2

Die Bibliothek der Zettel

Als Erstes fiel Jonas das Warnschild ins Auge, auf dem ein Hund einem Mann an die Kehle sprang.

Einladend.

Am Stacheldrahtzaun, der Stella Dors Strandpavillon umgab, gab es keine Glocke oder Klingel, nur ein Gatter. »Hallo? Frau Dor?«

Keine Antwort. Stattdessen setzte lautes Hundegebell ein.

»Wir haben einen Termin.« Jonas hatte sich noch nie so geschäftstüchtig gefühlt. »Bitte lassen Sie den Hund nicht auf mich los!«

Jonas mochte Hunde. Aber er mochte es nicht, wenn Hunde ihn nicht mochten.

Das Bellen wurde aggressiver.

Was sollte er tun? Noch lauter rufen? Das Gatter öffnen?

Er entschied sich für beides. »Ich komme jetzt rein, okay?«. Er ließ das Gatter offenstehen, falls er schnell zurückrennen musste.

Eine knarrende Holzterrasse führte zum Eingang des Pavillons, über dem der Neon-Schriftzug *Die Krabbe* montiert war – allerdings unbeleuchtet. Der Hund wütete direkt hinter der Tür, fletschte und knurrte immer heftiger.

Jonas klopfte. Klopfte lauter. Schlag gegen die Tür.

Das Bellen wurde nicht leiser, nein, es stoppte von einem Moment auf den anderen. Mitten im Gebell. Schritte auf den Holzbohlen waren zu hören. Ein Räuspern. Ein tiefes Einatmen. Noch eines.

Die Tür wurde weit geöffnet.

Stella Dor erschien und strahlte ihn an.

Sie war eine echte Erscheinung. Gekleidet in ein perfekt sitzendes Chanelkostüm mit Bolerojacke. Auf ihren perlgrauen Haaren ein lackschwarzer Fascinator mit Federn.

So hätte sie einen Oscar in Empfang nehmen können.

»Herr Engelbaum, wie schön Sie zu sehen! Ich freue mich so, Sie endlich persönlich kennenzulernen! Treten Sie doch ein.«

Jonas blickte sich vergeblich nach dem Hund um. Dann fand sein Gehirn die Lösung: Alles Fake. Ein Hund vom Band.

Er reichte Stella Dor die Hand. »Die Freude ist ganz

auf meiner Seite. Es ist wirklich eine Riesenehre, dass ich Sie beim Verfassen Ihrer Autobiografie unterstützen darf.«

Okay, das war schleimig, aber es war auch die Wahrheit.

Stella winkte elegant ab. »Jungchen, Sie sind ganz reizend. Aber Sie müssen mir keinen Honig ums Maul schmieren. Die Zeit, in der es eine Ehre war, mich bei irgendetwas zu unterstützen, ist Jahrzehnte her. Und jetzt rein mit Ihnen, sonst kommt zu viel Sand zu Besuch.«

So hell der Pavillon von außen war, so dunkel war er im Inneren. Was an all den Büchern lag. Sämtliche Wände waren mit Regalen und Regalbrettern verkleidet, sogar die tragenden Säulen waren komplett von Büchern umgeben. Und zwischen deren Seiten lugten überall Zettel in verschiedenen Farben hervor.

Stella Dor bemerkte Jonas' Blick. »Meine Bibliothek der Zettel«, sagte sie mit einem Schmunzeln. »Wird sehr nützlich sein für unser Vorhaben! Aber jetzt setzen Sie sich doch bitte«. Sie wies zum großen hölzernen Esstisch. Er war erstmals seit Jahrzehnten festlich mit Porzellan und Silberbesteck eingedeckt, die weiße Tischdecke gestärkt und gebügelt.

Ein wenig eingeschüchtert zog Jonas einen Stuhl vor und nahm Platz. Dank des alten Buchhändlers, der ihn durch sein Praktikum begleitet hatte, wusste er, wie viel man über Menschen durch ihre Büchersammlung erfuhr. Sie war ein äußerst intimes Geständnis, ohne dass sich die Besitzer dessen bewusst waren.

»Wie haben Sie Ihre Bücher sortiert?«, fragte Jonas ganz unschuldig »Alphabetisch?«

»Wie *bourgeois* wäre das denn?«

»Aber nach der Farbe der Buchrücken auch nicht ...«

»Nein. Selbstverständlich nach Glück und Unglück. Angefangen vom glücklichsten Leben bis zum unglücklichsten. Es gibt zudem ein paar Autobiografien, bei denen die Verfasser sich unsicher sind, wie ihr Leben zu bewerten ist. Die stehen zwischen den Fenstern.«

»Sind das etwa alles Autobiografien?«

»Nur wahres Leben lohnt sich zu lesen.«

Er ist noch so jung, dachte Stella, so unglaublich jung. Seine Bewegungen tapsig wie bei einem Hundewelpen, seine Worte so gestelzt. Sie musste dem Drang widerstehen, ihm die Haare glattzustreichen oder besser gleich ordentlich zu schneiden. Dabei sprossen sie so unordentlich auf seinem Kopf und bedeckten sogar die Ohren.

Stella hatte vergessen, wie jung man sein konnte.

Ein unfertiges Wesen, aus einer ihr fremd gewordenen Welt.

Was konnte dieser Jonas schon vom Leben wissen?

Es hatte ihn vielleicht schon gezwickt, wie es jeden in der Kindheit testweise malträtierte, ihm ein Bein gestellt, aber hatte ihn sicher noch nicht so zu Fall gebracht, dass er sich etwas brach, was nie ganz verheilte.

Es kostete Stella Kraft, ihr Lächeln aufrechtzuerhalten.

Sie hatte so lange nicht mehr gelächelt, dass es fast ein wenig schmerzte.

Das Leben hatte ihr in den letzten Jahrzehnten wenig Grund zum Lächeln gegeben. Sie hatte aber auch nicht danach gesucht.

Als sie es eben vor dem Spiegel geübt hatte, spannte es zuerst ein wenig, aber dann hatten sich ihre Muskeln daran erinnert, wie angenehm es war, das Leben trotz allem anzulächeln.

Stella hatte sich lange auf dieses Treffen vorbereitet.

Schließlich ging es um ihr Leben.

Sie war seit Ewigkeiten erstmals wieder beim Friseur gewesen, allerdings nicht im Ort, denn dann wurde direkt getuschelt, sondern in der nächsten Stadt. Dort hatte sie auch ihr Kostüm in die Reinigung gegeben. Das Einzige, das noch so perfekt aussah, wie es sich für einen Star gehörte.

Elegant setzte Stella sich auf einen Stuhl und schlug die Beine so übereinander, als mache sie das ständig. Dabei zwickte das Kostüm an etlichen Stellen.

»Wie werden wir für meine Autobiografie vorgehen?«

»Selbstverständlich chronologisch. Morgen starten wir mit Geburt und Kindheit.«

Stella winkte ab. »Nein, wie furchtbar langweilig! Das passt nicht zu meinem Leben. Wir beginnen mit meinem größten Triumph! So soll das Buch über mich starten. Der Moment, mit dem niemand rechnete. Nicht einmal ich selbst.«



02.
OKT
2025

CARSTEN HENN

SONNENAUFGANG NR. 5

Hardcover mit Schutzumschlag

256 Seiten

15,00 € (D) 15,50 € (A)

ISBN 978-3-492-07183-3

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

LINUS GESCHKE

DER TRAILER

Dunkel, spannend und meisterhaft
konstruiert – der packende Auftakt der
neuen Thriller-Trilogie von SPIEGEL-
Bestsellerautor Linus Geschke!



Liebe Buchhändlerinnen und Buchhändler!

Vielleicht kennen Sie mich ja? Ich heiße Linus Geschke, und ich schreibe Bücher. »Das Loft« zum Beispiel, »Tannenstein« oder zuletzt »Wenn sie lügt«. Sicher kennen Sie aber noch nicht meine Freunde aus »Der Trailer«, und das würde ich hiermit gerne ändern.

Da haben wir zuerst einmal Lisa Martin. Zu Lisa kann ich Ihnen gar nicht viel erzählen, weil sie bereits seit 2011 verschwunden ist. Lisa war 21, eine junge Studentin, als sie nach Belgien aufbrach, um zwei Wochen durch das Land zu reisen. Ihr letzter bekannter Aufenthaltsort ist Camp Donkerbloem, ein abgeschiedener Campingplatz mitten in den Ardennen. Hier wurde sie zuletzt gesehen, hier verliert sich ihre Spur.

Frieda Stahnke ist Hauptkommissarin in Hamburg. Sie würde das selbst nie von sich behaupten, aber sie ist eine der Besten ihres Fachs. Taff, kühl, analytisch. Mit den Ermittlungen über das Verschwinden von Lisa hat sie beruflich nie etwas zu tun gehabt, aber sie kannte Lisa, mit der sie im gleichen Ort aufgewachsen ist. Irgendwo in der Lüneburger Heide, behütet, geborgen. Um den Fall nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, sagt sie ihre Beteiligung an einem True-Crime-Podcast zu, der sich mit Lisas Verschwinden befasst. Eine Entscheidung, die sie bald schon bereuen wird. Ihnen Wout nahe zu bringen, ist nicht ganz so einfach. Wout Meertens ist 42, gebürtiger Belgier und Besitzer einer schmierigen Bar in Köln, in der bevorzugt Musik aus den 80ern und 90ern läuft. Er ist nicht nur cholerisch und kokst gerne, er ist auch ein verurteilter Spanner. Kein allzu sympathischer Zeitgenosse, denken Sie? Sie haben recht! Gemeinsam mit seinem besten Freund Tayfun – ein ehemaliger Boxer, der jetzt in seiner Bar als Türsteher arbeitet – hört Wout den Podcast. Er war damals selbst in Camp Donkerbloem, an eben jenem Wochenende, an dem Lisa

verschwand, und er hat sogar etwas gesehen, was bei den Ermittlungen helfen könnte. Dennoch ist er nie zur Polizei gegangen. Warum auch? Wout hasst die Bullen, und er ist niemand, der sich selbst mit Anlauf auf Platz 1 der Verdächtigen-Liste schießen würde.

Ganz anders Kathinka Schill. 24, Computernerd, starker eigener Kopf (in Wouts Worten: »störrisch!«). Sie hat die kleine Einliegerwohnung in Wouts Bungalow gemietet und ist die Erste, die eine Verbindung zwischen ihrem Vermieter und Lisa Martin zieht. Wout verschweigt etwas, das wird Kathinka schnell klar, aber hat er auch etwas mit Lisas Verschwinden zu tun? Keine Ahnung. Kathinka weiß nur, dass Wout Geheimnisse hat, was sie ihm nicht einmal übelnimmt – schließlich gibt es davon auch in ihrem Leben mehr als genug.

Gemeinsam mit Tayfun versuchen die drei herauszufinden, was mit Lisa Martin geschah. Jeder für sich, ohne dem anderen zu trauen. Einig sind sie sich nur, dass die Lösung dort zu finden ist, wo alles begann: mitten in den Ardennen, in Camp Donkerbloem.

Und dann geschehen weitere Morde ...

Frieda, Wout, Tayfun und Kathinka – das sind die Menschen, mit denen ich das letzte Jahr verbracht habe und mit denen ich in zwei weiteren Bänden auch die nächsten beiden verbringen werde. Es wäre toll, wenn Sie mich dabei begleiten! Sie und ihre Kundinnen und Kunden. Wollen wir also die Tasche packen und gemeinsam aufbrechen? Nach Belgien, Köln und Hamburg. Überall dorthin, wohin die Spur des Bösen uns führt.

Ihr Linus Geschke

LESEPROBE

Die Ardennen

Es ist eine wilde, zerklüftete, ja fast schon archaische Landschaft, die sich hinter der deutsch-belgischen Grenze bis nach Luxemburg erstreckt: die Ardennen. Ein Schiefergebirge, geprägt durch dunkle Waldgebiete, Hochmoore und steile Plateaus, die von schluchtenartigen Einschnitten durchbrochen sind. Senken ziehen sich durch schmale Flusstäler, deren Enge eine menschliche Besiedlung lange kaum möglich machte. Obwohl die Gegend nur dünn besiedelt ist, ist sie zu allen Zeiten Schauplatz zahlreicher Auseinandersetzungen gewesen. Cäsars Legionen zogen hier durch, marodierende Wikinger und mehrere Armeen. Am schlimmsten jedoch war die Zeit, als zwei Weltkriege die Region in ein einziges Schlachtfeld verwandelten. Der torfige Boden wurde mit Blut getränkt, und noch heute behaupten manche Einheimische, dass sie in stillen Nächten die Schreie der Verwundeten hören können.

Wenn eine Gegend über Jahrhunderte hinweg so viele Grausamkeiten erlebt, vergisst sie einige auch wieder. Nur diese Nacht nicht.

Diese eine Nacht vergaßen die Ardennen nie.

Wenn die Wälder reden könnten, würden sie von einer jungen Frau erzählen, die zwischen ihren Stämmen umherhetzte. Von dem maskierten Mann, der ihr folgte, und vom Blut, das im Mondlicht fast schwarz aussah. Sie würden flüstern, wenn es darum geht, was mit dieser Frau geschehen ist, und nur die mutigsten unter ihnen würden sich trauen, den Namen des Ortes auszusprechen, an dem das Grauen begonnen hatte.

Camp Donkerbloem.

Die Bäume wussten, dass die Frau ihrem Schicksal nicht entfliehen konnte. Nicht in jener Nacht, in der es weder Mond noch Sterne gab, nur Wolken, die ein unbarmherziger Wind vor sich hertrieb. So wie die Frau von dem Mann vor sich hergetrieben wurde, das Schicksal von der Schuld, die Gegenwart von der Vergangenheit.

Vierzehn Jahre sind seit dieser Nacht vergangen, aber die Folgen sind bis heute nicht verklungen.

Sie schlummern nur. In den zerklüfteten Tälern, den schroffen Felswänden, dem torfigen Boden.

Am liebsten würden die Bäume die Geschichte selbst niederschreiben, um sie der Nachwelt als mahnendes Beispiel zu erhalten, aber das können sie nicht. Irgendjemand muss es jedoch tun, das ist gewiss.

Dieser Jemand bin dann wohl ich.

In der Nähe von Malmedy Juni 2011

Lisa kauerte unter dem Fenster ihres Wohnwagens und wagte kaum zu atmen. Eine gespenstische Stille, die nur gelegentlich durch menschliche Schreie unterbrochen wurde, hatte sich über den Campingplatz gelegt. Sie konnte die Stimmen von Männern und Frauen unterscheiden, wobei letztere in der Unterzahl waren, natürlich waren sie das. Nur nicht, was die Schreie anging. Camp Donkerbloem war kein guter Ort. Es war ein böser Ort; ein Ort für Männer, die Grausames im Schilde führten. So viel hatte Lisa schon begriffen, auch wenn sie immer noch nicht verstand, was genau vor ihrem Fenster passierte.

In den anderen Wohnwagen.

Die Schreie verklangen wieder, und Lisa erhob sich, um die Gardine einen Spaltbreit zur Seite zu schieben. Vor ihrem Trailer verlief ein kiesbedeckter Weg, der so schwach beleuchtet war, dass der Lichtschein kaum die umliegenden Wohnwagen erreichte. Sie spähte nach links, dann nach rechts, anschließend in die Ferne. Kein Mensch war auf dem Gelände zu sehen, was einerseits gut war, ihre Angst andererseits aber noch verstärkte.

Sie musste weg hier. Nur wie? Handyempfang gab es nicht, und bis zum Ausgang des umzäunten Geländes waren es gut dreihundert Meter. Zu weit, um die Strecke unbemerkt zurücklegen zu können.

Lisa wollte sich gerade vom Fenster zurückziehen, als der Schatten einer menschlichen Kontur auf den Weg fiel. Scharf zog sie die Luft ein und konnte nur mit Mühe einen Schrei unterdrücken. Sie ging auf die

Knie und hoffte, dass der Unbekannte – warum nur war sie so sicher, dass es ein Mann war? – die Bewegung der Gardine nicht wahrgenommen hatte. Wenn doch, würde er sicherlich die anderen rufen und mit ihnen gegen die Tür ihres Wohnwagens hämmern, sich womöglich sogar gewaltsam Zutritt verschaffen. Alles, nur das nicht.

Nicht an diesem Ort, der tagsüber einem Ferienparadies glich und nachts zum Vorhof der Hölle mutierte. Noch immer verstand sie nicht, wie sie so dumm hatte sein können. Hatte sie die Anzeichen nicht gesehen oder einfach nur falsch gedeutet? Anfangs war ihr alles eher amüsant als bedrohlich vorgekommen, bis sie die ersten Schreie gehört hatte und die Frau sah, die von zwei Männern in einen der Trailer gezogen wurde. Das hier war kein Spiel. Das war lebensbedrohlich, obwohl ihr der Tod momentan nicht mal als das Schlimmste erschien.

In den folgenden Minuten blieb vor dem Fenster alles ruhig. Lisa lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand und zwang sich, durch die Nase einzuatmen und die Luft dann durch den Mund wieder entweichen zu lassen. So, wie sie es in einem Video gesehen hatte, das einem zeigte, wie man sich in kritischen Situationen beruhigen konnte. Das Dumme war nur, dass keine dieser Situationen mit jener vergleichbar war, in der sie sich jetzt befand.

Nicht mal ansatzweise.

Sie war auf wenigen Quadratmetern gefangen und nur durch eine millimeterdünne Wand von den Monstern getrennt. Sie durfte gar nicht daran denken, was passieren würde, wenn die Monster diese Wand durchbrachen. Wie ihre letzten Minuten dann aussehen würden.

Schmerzhaft, dachte sie.

Voller Qualen und ohne Würde.

Leise kroch sie in die Küche des Wohnwagens, wo sie die Besteckschublade öffnete und das größte Messer herausnahm, das sie finden konnte. Ein Fleischermesser mit geschliffener Klinge und hölzernem Griff. Sie wusste nicht, ob sie es tatsächlich schaffen würde, damit auf einen Menschen einzustechen, aber zumindest verlieh ihr die Waffe ein dubioses Gefühl von Sicherheit. Diese Sicherheit brauchte sie auch, wenn sie ihren Plan umsetzen wollte, wobei Plan für das, was sie vorhatte, ein ziemlich hochtrabender Begriff war.

Sie kroch zur Tür zurück, stand auf und legte das Ohr dagegen. Lauschte. Eine Minute verging, eine zweite, doch das einzige Geräusch, das sie vernehmen konnte, war der eigene Herzschlag, der dumpf in ihren Ohren pochte.

Ruhig jetzt, ermahnte sie sich. Konzentriere dich. Wenn du überhaupt eine Chance haben willst, musst du die Tür aufreißen und sofort losrennen. Sollte sich dir dann jemand in den Weg stellen, hebst du das Messer und hoffst darauf, dass die lange Klinge ihn einschüchtert. Anschließend rennst du weiter, bis zum Ausgang und dem dahinterliegenden Parkplatz, wo dein Auto steht. Du schließt es auf und betest, dass der Motor beim ersten Schlüsseldreh sofort anspringt. Vor jedem dieser Schritte hatte sie Angst, aber sie musste sie hinter sich bringen, wenn sie in der Enge des silbernen Wohnwagens nicht durchdrehen wollte. Es war sowieso nur eine Frage der Zeit, bis die Männer sie entdecken würden; bis sich jemand an sie erinnerte. An die junge Frau, die in einem der hintersten Trailer untergebracht war und die gesagt hatte, dass sie sich auf den Abend und die Party freuen würde. Allerdings hatte sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht ahnen können, um welche Art von Party es ging. Um eine des Grauens.

Der schmerzvollen Leiden.

Lisa öffnete die Tür einen Spalt und spähte hinaus. Vor ihr lag der schummrig beleuchtete Weg, den sie nehmen musste, und von dem aus später ein weiterer Weg zum einzigen Zugang des Geländes führte. Der Moment schien günstig. Links war niemand zu sehen, und rechts war niemand zu sehen.

Sie atmete ein letztes Mal durch, dann rannte sie los. Mitten in die Nacht hinein.

Köln Gegenwart

Wout schaute seinen Freund Tayfun an, der ihm am Tisch gegenüber saß. Dann deutete er auf die geöffnete Packung mit dem Big Mac, die zwischen ihnen lag.

»Was, zur Hölle, soll das sein?«

»Ein Big Mac?«

»Nee, eben nicht! Das Teil hier sieht einfach nur ekelhaft aus. Der Käse ist vertrocknet, der halbe Salat liegt



**WENN ICH MIR
DEINEN BAUCH SO
ANSEHE, SOLLTEST
DU VIELLEICHT
WENIGER FAST
FOOD ESSEN. DENK
DARAN: DU BIST
ÜBER VIERZIG,
DA NIMMT DER
STOFFWECHSEL
RAPIDE AB.**

daneben, und schief zusammengebaut ist das Ganze auch noch.«

»Ja, aber das ist doch ...«

Wout ließ Tayfun sitzen und stürmte zur Theke.

»He, du Spacken!«, rief er einem der Mitarbeiter zu und deutete auf das unter der Decke hängende Leuchtdisplay mit der Speisekarte. »Siehst du den Big Mac da oben?«

»Äh, ja klar«, erwiderte der junge Mann verwirrt.

»Direkt daneben steht der Preis, 5,49 Euro. Genau den habe ich auch bezahlt, aber das hier bekommen.« Wout klatschte die Packung auf den Tresen. »Sieht der hier etwa wie der da oben aus? Nee, tut er nicht, aber du hast mir trotzdem die gleiche Kohle abgenommen. Also schwing deinen Hintern in die Küche und besorg mir, wofür ich bezahlt habe.«

Der junge Mann zögerte und tat dann, wie geheißen, was offensichtlich an Wouts Ausstrahlung lag. Trotz seines leichten Übergewichts und der bunten Hemden, die er trug, wirkte er auf andere häufig bedrohlich. Das lag sicher auch an seinen Gesichtsausdruck, dem man ansehen konnte, dass er zu cholerischen Ausbrüchen neigte.

Zufrieden mit sich und dem Burger, den er von dem Mitarbeiter kurz darauf erhielt, kehrte Wout an den Tisch zurück. Tayfun sah ihn nur kopfschüttelnd an.

»Was?«, wollte Wout wissen.

»Wenn ich mir deinen Bauch so ansehe, solltest du vielleicht weniger Fast Food essen. Denk daran: Du bist über vierzig, da nimmt der Stoffwechsel rapide ab.«

»Wer bist du eigentlich?«, fragte Wout, bevor er in den Burger biss. »Mein Ernährungsberater?«

»Ich meine ja nur.«

»Und ich meine, dass du dich lieber um Dinge kümmern solltest, von denen du Ahnung hast.«

»Die habe ich, das ist es ja. Schließlich hat sich mein halbes Leben um Ernährung gedreht. Um Proteine, Ballaststoffe und um das, was zu viel Fett und Zucker in einem Körper anrichten können. Oder hast du schon vergessen, dass ich Profisportler war?«

»Ja, aber leider ein erfolgloser. Jetzt bist du Türsteher in meinem Nachtclub.«

»Ich habe immerhin um die Deutsche Meisterschaft geboxt.«

»Stimmt, und haushoch verloren! Echt jetzt, Digga ...

Glaubst du ernsthaft, dass dich zehn Jahre später noch jemand für eine Niederlage beklatscht?« Tayfun zog ein Gesicht, als hätte er in eine Zitrone gebissen. Muskelbepackte Mimose, dachte Wout. Ein Körper wie ein Berg, aber nicht in der Lage, mit der Wahrheit umzugehen.

»Wie läuft es eigentlich mit deinem Comeback?«, heuchelte er anschließend Interesse, um den Türen wieder zu besänftigen. »Ist da schon irgendwas fix?«

Tayfun sagte nichts.

»Hallo?«

»Ich arbeite daran«, ließ der Boxer sich entlocken.

»Mann, jetzt sei doch nicht beleidigt! Sag Bescheid, wenn du Hilfe brauchst. Vielleicht könnte ich ja sogar als Sponsor auftreten.« Wout stopfte sich den Rest des Burgers in den Mund und leckte die Finger ab. »Du kannst du in meinem Laden ja mal ein öffentliches Sparring machen. Um die Werbetrommel zu rühren, meine ich. Wir lassen auf der Tanzfläche einen Boxring aufbauen, und du ...«

Er brach ab, als er am Nebentisch eine Unterhaltung mitbekam, die aus einem auf dem Tisch liegenden Handy drang. Drei Jugendliche hörten interessiert zu. Nett aussehende Jungs mit ordentlicher Kleidung und sauber frisierten Haaren. Nicht so ein Gesocks, wie es normalerweise in dem Schnellrestaurant verkehrte und zu dem auch Wout gehören würde, wenn er jünger wäre.

»Das ist eine gute Idee! Wir könnten ...«

Er unterbrach Tayfun mit einer Handbewegung. Normalerweise interessierten ihn Podcasts nicht, und in diesem Fall wäre es nicht anders gewesen, wenn da dieses eine Wort nicht gefallen wäre.

Donkerbloem.

Ein einziges Wort nur, und plötzlich war alles wieder da.

Belgien.

Die Ardennen.

Der See und die schroffen Felsen, die ihn umgaben. Die Bäume oberhalb der Klippe, manche so überhängend, als wollten sie sich ins Wasser stürzen. Und der Campingplatz, der am anderen Seeufer lag. Das hübsche Mädchen in einem der Wohnwagen und der Tag, an dem er sie zum ersten Mal gesehen hatte. Die darauffolgende Nacht, als sie nackt aus

der Dusche trat und sich beim Anziehen vorbeugte, ihm ihr Hinterteil entgegenstreckte.

Wout wusste sogar noch, dass es eine außergewöhnlich dunkle Nacht gewesen war.

Kein Mond.

Keine Sterne.

»Hey, ihr da«, rief er der Gruppe zu, die hinter einer niedrigen Trennwand saß. »Macht mal lauter!«

Die Jugendlichen hoben den Kopf und sahen ihn verwirrt an. Augenscheinlich hatten sie keine Ahnung, was er wollte.

»Das Handy, meine ich. Worum geht's da?«

»Das ist ein Podcast, Alter«, sagte einer der Jungs, wahrscheinlich ihr Anführer. »Wenn du ihn hören willst, musst du dir selbst ein Handy anschaffen.« Er sah sich beifallssuchend zu seinen Freunden um. »Ich meine, es wird doch sicher bald Bürgergeld geben, oder?«

Die anderen lachten, und Wout dachte, dass sein gefälltes Urteil vorschnell gewesen war. Von wegen nette Jungs.

»Du sollst lauter machen, habe ich gesagt!«, fuhr er den Wortführer an.

»Und wenn nicht, Fettsack?«

Tayfun erhob sich, sodass die Jungs auch ihn sehen konnten.

Glatze, Vollbart und Muskelpakete, die fast das T-Shirt sprengten, auf dem in großen Lettern BORN TO BE BAD stand.

»Mein Freund hat euch gebeten, ihm zu sagen, was genau das ist«, sagte er mit dunkler Stimme. »Muss ich rüberkommen und noch mal fragen?«

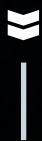
»Ein Podcast«, stammelte der Anführer. »True Crime and Cold Cases. So heißt der. Es geht um den Donkerbloem-Fall. Um das verschwundene Mädchen. Damals, in Belgien. Wenn ihr Spotify habt, könnt ihr ...«

»Danke«, sagte Wout und schnaufte. »Geht doch!«

Dann drehte er sich zu Tayfun um. »Lass uns abhauen. Ich will mir das in Ruhe anhören.«

Ohne auf den verblüfften Gesichtsausdruck seines Freundes zu reagieren, stand Wout auf und verließ das Schnellrestaurant. Er wollte jetzt nur noch so rasch wie möglich nach Hause und herausfinden, was die Leute in dem Podcast zu sagen hatten.

Vor allem, ob irgendeine der Aussagen auf ihn hindeutete.



DER BLÖDE MODERATOR HÄTTE LIEBER IHN EINLADEN SOLLEN, ER HÄTTE IHM WAS ERZÄHLEN KÖNNEN.

- Herzlich willkommen zu einer neuen Folge von True Crime and Cold Cases! Ich bin Tobias Vogel, und ich bin heute nicht allein im Studio. Mir gegenüber sitzt Frieda Stahnke, 37 Jahre alt und Hauptkommissarin aus Hamburg. Für ihren Besuch gibt es einen besonderen Grund: Wir sind hier, um über Lisa Martin zu sprechen. Eine junge Frau von 23 Jahren, die seit einem Urlaub in den Ardennen im Jahr 2011 spurlos verschwunden ist. Hauptkommissarin Stahnke hat in dem Vermisstenfall zwar nicht selbst ermittelt, konnte die verschwundene Lisa aber aus dem Ort, in dem die beiden aufgewachsen sind. Habe ich das korrekt wiedergegeben?

- Das ist richtig.

- Für die Zuhörenden, die mit Lisa Martins Verschwinden nicht vertraut sind: Was macht diesen Fall in Ihren Augen so außergewöhnlich?

- Vor allem die Umstände. Jedes Jahr verschwinden in Deutschland unzählige Menschen, aber die meisten davon tauchen binnen weniger Tage wieder auf. Von

Lisa Martin gibt es hingegen seit vierzehn Jahren kein Lebenszeichen mehr.

- Welche Gründe kann es dafür geben?

- Wenn jemand so lange verschwunden ist, bleiben nur wenige Möglichkeiten übrig. Eine solche Person kann beispielsweise untergetaucht sein und an irgendeinem Ort unter falscher Identität leben. Sie kann einen Unfall gehabt oder Selbstmord begangen haben. Die wahrscheinlichste Möglichkeit ist jedoch leider, dass sie Opfer eines Gewaltverbrechens wurde.

- Davon gehen in Lisas Fall wohl auch die zuständigen Ermittlungsbehörden aus. Gibt es in Lisas Vorgeschichte denn Hinweise, dass sie in kriminelle Machenschaften verstrickt war?

- Überhaupt keine. *Räuspern* Nach allem, was mir bekannt ist, war Lisa Martin eine junge Frau, die ihr Leben im Griff hatte.

- Lassen Sie uns nun konkreter auf die Umstände ihres Verschwindens zu sprechen kommen. Wann hat man Lisa Martin zuletzt lebend gesehen und wo verliert sich ihre Spur?

- Frau Martin war mit ihrem silberfarbenen VW Polo bereits zehn Tage lang in Belgien unterwegs gewesen. Sie hatte Brügge und Gent besucht, Brüssel und Namur. Die Ardennen sollten ihr letzter Halt werden. In der Nähe von Malmedy hat sie auf einem Campingplatz, Camp Donkerbloem, für drei Tage einen der Wohnwagen gemietet, die auf dem Gelände angeboten werden. Die zuständigen Kolleginnen und Kollegen gehen davon aus, dass sie in der zweiten Nacht ihres Aufenthalts verschwunden ist. Seitdem hat sich ihr Handy zumindest in kein Netz mehr eingewählt. Auch mit ihrer Kreditkarte wurden seither keine Zahlungen mehr getätigt.

- Das mögliche Verbrechen ist also auf dem Campingplatz passiert?

- Sicher lässt sich nur sagen, dass sich dort ihre Spur verliert. Alles andere wären Vermutungen.

- Was vermutet die Polizei denn, was sich an dem Tag oder in der betreffenden Nacht abgespielt hat?
 - Wie gesagt, ich bin mit den Einzelheiten der Ermittlungen nicht vertraut und kann dazu auch nichts sagen.
 - Aber eine Meinung werden Sie doch haben? Etwas, das vielleicht auf Erfahrungswerten beruht?
 - Generell betrachtet erweisen sich ähnlich gelagerte Fälle meist als solche, bei denen das Opfer zufällig ausgewählt wurde. Bei diesen Taten gibt es also zwischen Täter und Opfer keine frühere Verbindung, was die Aufklärung wesentlich schwieriger macht. Gerade, wenn wie bei Lisa Martin keine forensischen Spuren vorhanden sind.
 - Damit meinen Sie eine Leiche?
 - Nicht nur. Forensische Spuren können auch Fingerabdrücke, DNA-Nachweise oder ähnliches sein. Ich bin mir aber sicher, dass damals jemand etwas gesehen haben muss! Dass es Zeugen gibt. Was das angeht, hilft uns die Zeit sogar.
 - Inwiefern?
 - Manchmal haben Zeugen Angst, wegen unterlassener Hilfeleistung oder ähnlichem zur Rechenschaft gezogen zu werden. Diese Angst ist meistens unbegründet, und in diesem speziellen Fall ganz besonders. Mittlerweile sind vierzehn Jahr vergangen, und auch wenn sich jemand tatsächlich strafbar gemacht haben sollte, ist die Angelegenheit mittlerweile verjährt. Außer für den Täter natürlich. Mord verjährt nie ...
- Wout hörte sich auch noch den Rest der Folge an. Die wissen gar nichts, dachte er, als sie fertig waren. Die sind noch nicht einmal nah dran. Der blöde Moderator hätte lieber ihn einladen sollen, er hätte ihm was erzählen können. Über Lisa und über die Dinge, die damals in Camp Donkerbloem geschehen waren. So ein Blödsinn, dachte er und musste lachen. Natürlich würde er das nicht tun.



01.
AUG
2025

**LINUS GESCHKE
DER TRAILER
DONKERBLOEM 1**

Klappenbroschur

416 Seiten

17,00 € (D) 17,50 € (A)

ISBN 978-3-492-06861-1

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

32

CARO MATZKO
ALTE WUT



CARO MATZKO

ALTE VUT

3 FRAGEN ZUM BUCH

Liebe Caro, dein Buch beschäftigt sich mit der Vererbung von Traumata – einem Thema das immer mehr ins allgemeine Bewusstsein rückt. Wann wurde dir klar, dass die psychischen und psychosomatischen Probleme, unter denen du lange gelitten hast, mit dem Kriegstrauma deines Vaters verknüpft sind?



Das hat viele Jahre gedauert, obwohl ich ja schon als Teenager bei Psychologinnen Hilfe suchen musste, aufgrund meiner Essstörungen. Von Trauma-Vererbung habe ich erst als Erwachsene gelesen und so richtig klar wurde es mir erst, als ich mit Anfang vierzig im Rahmen meiner Burn-out-Therapie EMDR-, also Traumatherapeutische Sitzungen absolvierte und mein Hirn mir völlig unerwartete Bilder geschenkt hat, die gar nichts mit dem eigentlichen Gegenstand der EMDR-Sitzung zu tun hatten. Ich bin am Grund meines Unterbewusstseins nämlich meinem Vater begegnet – meinem Vater als Kind.

Auf der Suche nach dem Ursprung der Wunden, die der Zweite Krieg deinem Vater und auf indirekte Weise später auch dir zugefügt hat, reist du die Fluchtroute deines Vaters zurück, bis ins frühere Ostpreußen. Gab es Momente, an denen du am liebsten wieder umgekehrt wärst?

Zwei Mal. Einmal Wochen vor der Abreise, als ich Angst vor meiner Angst bekommen habe. Und zwar doppelt: Angst, dass ich Angst haben muss, aber auch Angst, dass sich nichts in mir bewegen wird. Dass ich diese ganze Reise umsonst mache. Und dann ging mir Düse noch einmal an dem Tag, an dem meine Familie



und ich den Ort gesucht haben, wo mein Vater als Kind zusammen mit seiner Familie im Januar 1945 auf der Flucht von der Roten Armee eingeholt wurde.

Auf deiner Reise begleiten dich dein Mann, deine elfjährige Tochter, euer Hund, deine Siebträgermaschine und jede Menge Gute-Laune-Deko in eurem bis obenhin vollbepackten Auto. Warum kam für dich nur diese Reisegesellschaft infrage?

Erstens aus purem Eigennutz: Ich hätte mich nicht getraut, diese Reise ohne meinen Mann anzutreten, weil ich nicht wusste, was mit mir passiert, und ich wollte ihn unbedingt zum Anlehnen und Pfoti-Halten haben. So auch den Hund. Den wollte ich darüber hinaus bei mir haben, weil mein Vater als Kind auch einen vierbeinigen besten Freund hatte: seinen Harras. Der Gedanke, dass ich mit meinem Tier dort stehe, wo mein Vater vor achtzig Jahren mit seinem Tier stand, fand ich einen schönen Ringschluss. Und unserer Tochter wollte ich gern zeigen, wo ein Teil ihrer Familie herkommt. Ich wünsche mir, dass der Begriff Ostpreußen für sie nicht mit Schmerz und Verlust verbunden ist, sondern mit Schönheit und Lebensfreude. Und ich glaube, das haben wir geschafft. Sie hat jedenfalls gesagt, sie möchte dort noch einmal hin, weil das Hotel, in dem wir gewohnt haben, die coolsten Wasserrutschen der Welt hat.

LESEPROBE

Knallo

»Die Linken wollen nur verhindern, dass Russland und Deutschland zusammen eine Wirtschaftsmacht werden. Und die Amis wollen das auch!«
Mein Vater sitzt auf der Rückbank unseres VW-Caddy und redet sich wie so oft in Rage. Ich spüre, wie ich reflexartig die Luft anhalte, mein ganzer Körper sich verspannt und ich wütend werde. Entspann dich, Caroline Deeskalationsmaschine, flüstere ich mir zu. Auf vier: einatmen, auf fünf: ausatmen. Vagusnerv beruhigen, parasympathisches System runterfahren. Konzentriere dich auf die positiven Dinge.
Eigentlich ist der Tag doch bis gerade eben ganz passabel gelaufen. Es ist Viertel vor drei an einem Märzsonntag des Jahres 2024 und die letzten zwei Stunden war Papa so lustig und verspielt wie ein tapsiger Hundewelp mit Hut. Gut, einmal hat er »Polacken« gesagt statt Polen, einmal »Beutedeutsche« statt Ärzte mit Migrationshintergrund, und einmal »Negerkampf im Tunnel« als er von der militärischen Ausbildung seines Schwiegervaters berichtet hat, aber sonst war alles »normal« – im Rahmen unserer Familienverhältnisse. Normalität, soll der Schweizer Psychoanalytiker und Freud-Schüler C.G. Jung gesagt haben, ist das Ideal der Mittelmäßigen.
Mittelmäßigkeit war in unserer Familie nie eine Option. Seit ich denken kann, leben wir in Extremen, die zu Extremismen werden. Sofern wir unsere inneren freien Radikalen nicht durch Alltäglichkeiten festketten. Traumata und deren transgenerationale Weitergabe haben uns fest im Griff. Darum hat es lange gedauert, bis ich das Entspannungspotenzial der Mittelmäßigkeit für mich entdeckt habe – und mir es auch erlaube, mittelmäßig zu sein. Zum Beispiel jetzt: Nichts sagen. Einfach weiteratmen. Auf vier: ein, auf fünf: aus, wie es die Physiotherapeutin gesagt hat.
Ich denke kurz daran, dass dieselbe Physiotherapeutin mir auch zum Kauf eines Vibrators geraten hat, damit sich mein verkrampfter Beckenboden entspannen kann und dass ich am liebsten jetzt sofort in diesem Moment wahnsinnig gern rechts ranfahren und nach

Vibratoren googeln würde, um meinen Dopaminlevel zu erhöhen und um mein neurodivergentes Hirn glücklich zu machen. Aber der Gedanke ist jetzt am Sonntag um 14:46 Uhr in diesem Auto, in dem mein neunundachtzigjähriger Vater und meine elfjährige Tochter sitzen, so deplatziert wie das Prinzip »Nackt aus der Torte springen« bei einem Leichenschmaus.
»Rechts ranfahren tun eh schon andere«, murmle ich halblaut.

»Hast du was gesagt?«, tönt mein Vater von der Rückbank.

»Nein, nein!«, rufe ich nach hinten, schicke den gedanklich bestellten Vibrator wieder zurück und öffne das Fenster gegen den leichten Fischgeruch, der aus meinem Wollpulli steigt.

Jeder riecht nach Fisch, der das Haus meiner Eltern betritt. Denn seit Papa das Kochen zu Hause übernommen hat und die Plastiktüten, in denen der Skrei und der Schellfisch verpackt sind, unter dem Waschbecken hortet, weil man sie ja wiederverwenden kann, riecht das ganze Haus nach Fisch, inklusive seiner zwei Bewohner. Wobei Mama dem Geruch vor zwei Wochen entkommen ist.

»Warum hast du das Fenster auf? Kein Wunder, dass du einen steifen Nacken hast«, beschwert sich Papa von der Rückbank. »Da vorne, die zweite Ausfahrt im Kreisverkehr musst du zur Uniklinik raus. Aber pass auf – da kommt gleich noch eine Radarfalle! Abzocken wollen die einen! Abzocken! Das mit den Taurus-Marschflugkörpern für die Ukraine – das ist ein solcher Schwachsinn alles!«

»Mama, was sagt Opa?«, fragt meine Tochter, die auf dem Beifahrersitz thront, mit Kopfhörern *Die drei !!!* hört und ausgesprochen vergnügt wirkt.

»Opa sagt, dass ich aufpassen soll, damit ich nicht geblitzt werde. Taurus ist lateinisch und heißt Stier.«

»Oma ist Stier. Ich bin Wassermann! Du Löwe«, schreit sie, wegen der Kopfhörer.

»Das ist richtig. Einmal Möwe, immer Möwe«, schreie ich zurück, damit sie mich hören kann, um Druck abzubauen und um mich an irgendwelchen Fakten festzuhalten. In der Hoffnung, die alternativen Fakten,

**»IRGENDWIE
ZIEHT DER
ROLLSTUHL
IMMER NACH
RECHTS«, ENT-
SCHULDIGT
SIE SICH, ALS
SIE OPA KURZ
VOR OMAS
ZIMMER AN DIE
WAND FÄHRT.
»DAS LIEGT
AN MEINER
POLITISCHEN
GESINNUNG«,
MEINT ER
SELBST-
IRONISCH
UND GRINST.**

die ich beim Mittagessen zur Gulaschsuppe serviert bekommen habe, irgendwie verdauen zu können.

»Die linken Idioten!«, zischt mein Vater noch mal halblaut, atmet mit leichtem Kopfschütteln dramatisch schwer ein und aus und erwartet eine Antwort auf keine Frage.

»Papa, ich will jetzt nicht über Politik sprechen, das ist mir alles zu anstrengend. Wir fahren jetzt einfach zu Mama in die Klinik.«

»Hast du schon einen Weihnachtsbaum gekauft?«, ulkt er jetzt, um die Stimmung aufzuhellen, dabei aber zu signalisieren, dass er mich für politikverdrossen bis linksversifft hält und ihm ein Themenwechsel absurd erscheint angesichts der Brisanz des Themas, die er fühlt.

»Ha, ha, Opa, Weihnachten ist doch gerade erst gewesen!«, korrigiert meine Tochter mit Buchhalterinnenmentalität.

Mein Smartphone, das mir den Weg zur Uniklinik weisen soll, wechselt jetzt die Bildschirmoberfläche, weil mein Mann anruft, um in Erfahrung zu bringen, ob noch alles in Ordnung ist und wie es meiner Mutter geht.

Ich klicke auf das Lautsprechersymbol, weil meine Freisprechanlage nicht funktioniert, und rufe: »Hallo, Rainer!«

»Knallo, knallo, Rainer«, echot mein Vater fröhlich, weil er »Hallo« als Anglizismus verabscheut und alle, die »Hallo« statt »Guten Tag« oder meinetwegen »Grüß Gott« benutzen – er ist aus der Kirche ausgetreten –, als amerikanisierte Knallköpfe betrachtet.

»Knallo, Papa, hier ist Knannolinnen!«, kräht die Tochter, »Wir sind in fünf Minuten bei Oma!«

Wir sind auf dem Weg in die Uniklinik Ulm, um meine Mama zu besuchen, die dort mit Nierenversagen und Influenza kämpft. Wir laden meinen Vater aus, der nicht mehr gut zu Fuß ist, setzen ihn in einen Rollstuhl, bitten ihn, sich im Rahmen seiner Möglichkeiten unauffällig zu verhalten, parken unser Auto in der Tiefgarage und rennen zurück, um gemeinsam die Nephrologie im Dschungel der Uniklinik zu suchen. Meine Tochter schiebt meinen Vater im Rollstuhl mit astreiner Oktoberfest-Fahrgeschäft-Stimmung vom Eingang Nord bei Gebäude C durch die weißen Krankenhausgänge, gefühlt einmal von A bis Z

und an allen Umlauten vorbei, bis wir endlich die korrekte Abteilung finden.

»Irgendwie zieht der Rollstuhl immer nach rechts«, entschuldigt sie sich, als sie Opa kurz vor Omas Zimmer an die Wand fährt.

»Das liegt an meiner politischen Gesinnung«, meint er selbstironisch und grinst.

Er hat aus seiner AfD-Mitgliedschaft nie einen Hehl gemacht und schätzt außerdem die kleine Radikale in seiner Enkelin. Als sie als Baby beim Großelternbesuch einen Briefbeschwerer auf den Wohnzimmer-Glastisch fallen ließ und eine riesige Ecke abbrach, lachte er nur vergnügt, klebte die Bruchstelle mit Paketband ab, behauptete, die Ecke habe ihn ohnehin immer gestört und taufte die Bruchstelle »Fanny-Gedächtnis-Ecke«. Es verging eine Ewigkeit, bis meine Eltern sich einen neuen Couchtisch kauften. Ästhetik im Haushalt war noch nie die Priorität meines Vaters, Funktionalität dagegen schon. Darum parkt er Stifte, herumliegende Schrauben, Krims und Krams auch gern in alten Joghurt-Eimern. Da fiel die fehlende Tischecke nicht weiter auf – und seine Bücher, Volks-Zeitungen, die beleuchtbare Riesen-Lupe und sein Glas Bier hatten trotzdem noch genug Platz auf dem Tisch.

Fanny hat Opa im Rollstuhl wieder auf die Zielgerade gebracht und lauscht den Anweisungen der diensthabenden Pflegerin: »Sie müssen sich bitte noch einen Schutzkittel, eine Haube, Mundschutz und Handschuhe anziehen. Ihre Mutter ist noch isoliert.«

»Mega! Mit Schutzkleidung!«, jubelt meine Tochter und ich bin ihr für ihre Begeisterung inmitten der traurigen Gesamtsituation unendlich dankbar.

Ich helfe Kind und Opa beim Anziehen und schiebe sie nacheinander ins Krankenzimmer. Dann verpacke ich mich selbst in grünen Zellstoff und spüre, dass ich schon wieder die Luft anhalte. Das mache ich immer, wenn ich angespannt bin.

Ich habe Angst davor, meine Mutter hilflos im Bett liegen zu sehen. Ich habe Angst vor ihren Schmerzen und ihrer Traurigkeit, die sich schon seit ich klein bin auf mich übertragen haben, durch eine Art semipermeable Membran. Ich habe Angst, sie diesmal nicht retten zu können. Und ich habe Angst vor der Wut, die jetzt in mir zu brodeln beginnt, als ich in grünen

Gummihandschuhen langsam die Klinke drücke. Wut, weil meine Eltern nicht auf meinen Bruder und mich gehört haben, als wir im Herbst gesagt haben: »Lasst euch gegen Grippe und Covid impfen.«

»Wir lassen uns nicht mehr impfen«, hat mein Vater entgegnet, »Impfschäden.«

Und jetzt haben wir den Salat. Jetzt haben die Viren Mamas Schrumpfniere den Rest gegeben.

Hey, aber noch lebt sie, also mach ein lustiges Gesicht, Caroline Optimismusmaschine, befehle ich mir. Auf vier: ein- und auf fünf: ausatmen. Eins, zwei, drei, vier ... Fünf, vier, drei, zwei, eins ...

Ich straffe die Schultern und sage laut zu mir: »Ich geh da jetzt rein!«

Mama sitzt auf dem Bett und sieht ganz zart, fast durchsichtig aus. Sie ist sehr blass, ihre Hände sind geschwollen, sehe ich, als sie nach meinen greift. »Schnecke, ich hab gedacht, dass ihr gar nicht mehr kommt.«

»Mama!«, sage ich und die Wut weicht Wiedersehensfreude und Erleichterung, »Natürlich kommen wir, wenn wir sagen, dass wir kommen.«

Mein Vater zeigt auf mich. »Das ist unser Fernsehstar!«, ruft er der anderen Patientin im Zimmer zu, die erst »Aha!« macht und dann rasselnd Bronchialschleim abhustet.

»Haben Sie auch Influenza?«, erkundige ich mich bei ihr.

Sie nickt und spuckt nasse Brocken in eine Nierenschale. »Wir haben Sie im Fernsehen gesehen!«, krächzt sie dann und hustet wieder. »Wie heißen Sie noch mal?«

(...)

Klopse

»Mama, was ist da noch mal drin in diesen Königsberger Knödeln?«, fragt mein Münchner Kindl und ich weiß, dass alles, was ich jetzt sage, gegen mich verwendet wird.

»Klopse. Sie heißen: Klopse. Rinderhack und in der Sauce Kapern und Zitrone.«

»Bäh. Ich will Kässpätzle.«

Atmen Carolin, tief atmen. Auf vier: ein, auf fünf: aus. Es geht nicht um die Klopse, es geht um die Luftlosigkeit in dieser IKEA-Küche.

»Letzte Woche hast du noch gesagt, dass Käsespätzle schlimmer als der Tod sind.«

Fanny war schon immer eine Freundin drastischer Vergleichsgrößen. »Aber nicht diese Woche. Diese Woche mag ich sie, weil du die Röstzwiebeln selber machst. Dann schmecken sie mir.«

»Vielen Dank. Aber nicht heute. Heute gibt es Klopse.« Ich fühle ihren Zorn. Das Kind ist hangry, eine Mischung aus hungrig und sauer. Ich kenne diesen Zustand nur allzu gut von mir selbst. Aber ich habe Glück. Fanny ist zu faul zum Streiten und hisst die Friedensfahne.

»Was gibt's noch?«

»Kartoffeln.«

»Na gut.« – Ein theatraler Seufzer, aber eine Nachfrage geht noch. – »Kein Reis?«

»Opa sagt, wer Reis zu den Klopsen serviert, gehört standrechtlich erschossen.«

Papa war schon immer ein Freund drakonischer Strafen. Und Essen ist für ihn eine ernste Angelegenheit. Liebe geht schließlich durch den Magen – das gilt bei ihm insbesondere für die Heimatliebe.

Ich will es noch mal wissen, will schauen, ob ich die Hackboller nicht doch so luftig und pfeffrig hinkriege wie meine Mutter. Ich finde Mamas Klopse immer fantastisch. Mein Vater auch – er meint damit aber die Klopse seiner Mama. Und die sind so unerreichbar wie Deutschlands Grenzen von 1934. Zwei Mal habe ich mich bislang an die Zubereitung von Königsberger Klopsen gewagt. Zwei Mal sind sie misslungen. Was ich hier heute zusammenrühre, ist also kulinarisch gesehen ein Himmelfahrtskommando. Ein Gericht, das ich nicht draufhabe, für Gäste zuzubereiten, die ich bisher nur einmal in meinem Leben gesehen habe, gleicht einer Arschbombe ins Scheitern. Egal. Auf vier: einatmen, auf fünf: aus. Ich stecke bis zur Hüfte im Hack und schwitze.

Heute kommen die Doktores vom »Adalbert Stifter Verein« und vom »Haus des Deutschen Ostens« in München, Dr. Schwarz und Dr. Weber. Meine Einladung zum Essen ist ein Dankeschön für ihre Einladung zu einem Podiumsgespräch, bei dem ich als Talkgästin auftreten durfte. Ich nähere mich Ostpreußen quasi kulinarisch an – was angesichts des enormen Stellenwerts, den Essen in unserer Familie hat, einer Verneigung gleichkommt oder zumindest

einer Annäherung an dieses ostpreußische Erbe. Dass ich dazu imstande bin, verdanke ich auch den liebenswerten Doktores.

Ihre Einladung ein paar Wochen zuvor setzte allerdings erst einmal eine gedankliche Identitätskrise in meinem Kopf in Gang. Denn wenn mich jemand fragt, woher ich komme und was meine Wurzeln sind, dann antworte ich bis heute: »Ich bin ein Nichts.« Das mag hart klingen, aber ich kann das ohne jeden Schmerz formulieren, weil ich weiß, dass ich mich eigentlich überall zu Hause fühlen kann, solange ich einen Nerd-core-Ort habe, an dem Caroline Dingsmaschine ihren Gerätepark aufbauen kann: meine Diffusormaschine mit Zirbenholz- und Rosmarinöl, meine Siebträger-Kaffeemaschine und meine Waschtrocknermaschine. Einen Ort mit Schnittblumen in der Vase, wo mein Hund furzt und mein Mann und meine Tochter sich zanken, wer mehr Recht hat, und wo ich meine beste Freundin Franzi jeden Morgen eine Stunde auf Standleitung habe, die nach ihren Kindern brüllt und die Kleinste daran erinnern muss, eine Unterbuxe unter die Einhorn-Leggings zu ziehen.

Verwandtschaft ist das, was einem passiert, Familie ist für mich das, was man sich aussuchen kann. Diese ganze Definitionswut über einen Ort, an dem man zufällig aus einer Fruchtblase geschlittert kam, die Identifikation über einen Landstrich, eine Sprache oder einen Dialekt, die Stammbaum-Pflege ist mir bis heute ein Rätsel. Und mehr noch: Die Heimat-Glorifizierung meines Vaters, so sehr ich sie versuche zu verstehen, macht mich zornig.

Das habe ich auch meiner Therapeutin erzählt, die ich mir gesucht habe, als ich zu meinem Vierzigsten eine Burn-out-Diagnose bekam. Und sie schenkte mir folgendes Learning: »Das, was uns wütend macht oder andere starke emotionale Reaktionen hervorruft – genau dort ist etwas zu holen und zu lernen.« Dieser Satz hilft mir bis heute, wenn mich etwas ins Schlingern bringt oder von den Socken haut, weil er eine wohlthuende Distanz schafft: »Caroline Eskalationsmaschine, jetzt wirst du anders emotional. Also Obacht geben! Da ist was zu holen.«

So ein Selbstgespräch führte ich auch, als ich im Februar 2024 eine Einladung ins »Haus des Deutschen Ostens« erhielt, eine Kultur-, Bildungs- und Begegnungseinrichtung des Freistaates Bayern, die sich um

die Themen der früheren deutschen Staats- und Siedlungsgebiete im östlichen Europa kümmert. Die Einladung, vor Publikum über mein traumatisches Erbe, also über meine Geschichte und die meines Vaters zu sprechen, war in mehrfacher Hinsicht emotional, und zwar so, dass ich alles auf einmal fühlte: Aufregung, Freude, Ablehnung, Distanziertheit, Bedenken, fifty shades of Angst. Dort gab es ganz klar etwas für mich zu holen und zu lernen, also sagte ich zu.

Ein paar Wochen später muss ich zu meiner Verwunderung feststellen, dass sich tatsächlich einige Menschen für meine beziehungsweise unsere Geschichte interessieren. Dr. Andreas Otto Weber vom »Haus des Deutschen Ostens« moderiert den Abend zusammen mit Dr. Wolfgang Schwarz, Kulturreferent für die böhmischen Länder im Adalbert-Stifter-Verein. Ihre Einstiegsfrage lautet, was ich im ersten Moment, also ganz spontan, von ihrer Einladung gehalten habe. Ich werde rot, denn ich kann nur sehr schlecht lügen, antworte also wahrheitsgemäß, dass ich mich zwar diffus gefreut habe, aber durchaus Berührungssängste spüre, weil ich mich mit dieser ganzen Ostpreußen-Kiste unwohl fühle und Sorge habe, dass einige aus dieser Filterbubble so wie auch mein Vater enorm wertkonservativ und revisionistisch unterwegs sind und ich mich davon auf keinen Fall vereinnahmen lassen möchte.

Puh. Jetzt habe ich es gesagt. Ob ich dafür geteert, gefedert, enterbt und mit Fackeln und Mistgabeln vertrieben werde? Ich halte wieder die Luft an, darf aber erleichtert weiteratmen, denn die Doktores verstehen mein Unwohlsein und betonen, dass sie in tiefstem Frieden kämen. Meine Bauchschmerzen bleiben jedoch, da das Gespräch aufgezeichnet und online gestellt werden wird und ich versuche, meine Position und Haltung zu wahren, ohne meinen Vater zu verärgern.

Dr. Schwarz hat mir aus seiner Bibliothek einen Bildband mitgebracht, in dem er mit einem Klebezettel eine Seite für mich markiert hat. Dort ist eine alte Aufnahme vom Hotel Bismarckturm, dem Hotel meiner Großeltern, zu sehen und darunter steht in Frakturschrift: »Inhaber: Fritz Matzko«. Es ist der Name meines Opas, des Säulenheiligen meines Vaters, des Mannes, den ich nie kennenlernen konnte,

ICH ANTWORTE: »ICH BIN CAROLIN, EIN NICHTS«, OBWOHL JA OHNEHIN JEDER IN DIESEM RAUM WEISS, WER ICH BIN.

der aber meine gesamte Kindheit anwesend war. Von ihm konnte ich mir nie ein Bild machen, aber ich kannte das Bild seines Hotels, das sein Lebenswerk hätte sein sollen.

Es ist eine surreale Situation, dass plötzlich jemand, den ich bis heute Abend noch nie gesehen habe, dieses Bild ebenfalls kennt und mir zeigt. Und plötzlich bin ich wahnsinnig gerührt. Mein innerer Alf, mein außerirdisches Alter Ego, realisiert in diesem Moment, dass es noch andere Alfs auf der Erde gibt. Sind das hier im Publikum etwa alles »meine Leute«?

Unsere Runde wird für die Fragen des Publikums geöffnet. Ein Zuhörer, der seine langen Haare zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden hat, einer Nicht-Frisur, wie ich sie hier irgendwie nicht erwartet habe, stellt sich vor: »Ich bin Eduard, Karpaten-Deutscher.« Name und Ortsmarke gehören hier anscheinend zusammen.

»Ich bin die Rosemarie, Sudetendeutsche.«

Ich antworte jedes Mal wie gehabt: »Ich bin Carolin, ein Nichts«, obwohl ja ohnehin jeder in diesem Raum weiß, wer ich bin.

Aber anscheinend haben alle spätestens nach der Veranstaltung ein »Carolin Matzko, Ostpreußen« erwartet. Verunsichertes Gelächter und Fragezeichen über den Köpfen.

Ich versuche, das »Nichts« zu erläutern: »Mein Vater ist Heimatvertriebener aus Ostpreußen, meine Mutter wurde aus Westfalen von ihm verschleppt nach Schwaben, wo ich aus Versehen geboren wurde.« Ich zucke nachträglich zusammen, weil mir klar wird, dass ich das Wort »Heimatvertriebener« verwendet habe. Wenn ich mich mit meinen Journalisten-Kollegen über familiäre Bande unterhalte, benutze ich immer lieber den Begriff »Geflüchteter«.

»Heimat« – das riecht für mich nach Schellfisch-Tüten im Haus meiner Eltern und immer auch nach Jörg Haider's Rasierwasser. Dem habe ich nämlich als Teenager in einem Biergarten in Aying bei München einmal die Hand geschüttelt. Es war 1994 und der Beginn des aktiven politischen Engagements meines Vaters in der Anti-Euro-Partei »Bund Freier Bürger«, die sich selbst als liberal-konservativ bezeichnete, aber zügig rechtspopulistisch wurde, da der BFB-Vorsitzende Manfred Brunner, der von der FDP kam (und vor seinem Tod dorthin auch wieder zurückkehrte, nachdem der BFB als rechtsextrem eingestuft worden war und sich irgendwann aufgelöst hatte), mit der FPÖ flirtete, dessen Anführer aus Kärnten gerade einen kometenhaften Aufstieg erlebte. Brunner wünschte sich im Windschatten von Haider vermutlich einen ebensolchen Aufstieg.

Mir war das Engagement meines Vaters von Anfang an suspekt, aber ich war zunächst einfach nur froh, dass meine Eltern jetzt offensichtlich viele neue Bekannte hatten, mit denen sie einmal nicht über Politik stritten, sondern sich einvernehmlich über Wurstsalat und Bier freuen konnten. Meine Mutter trank Sekt mit den anderen Frauen und irgendwann kicherten sie alle und standen einander, dass sie Jörg Haider tatsächlich ganz fesch fanden. Limonadenselig knipste meine Mutter bei einem Spaziergang rund um Aying ein Foto von mir vor dem Ortsschild der Einöde Pups. Dann fuhren wir wieder nach Hause. Es sollte leider nicht die letzte Partei sein, für die mein Vater Wahlkampf machen würde.

Später, als ich in München neben der Clublandschaft und dem Plattenladen *Optimal* im Glockenbachviertel manchmal auch Politikwissenschaften studierte und die politische Tragweite des Engagements meines Vaters besser umreißen konnte, schwor ich mir, darüber nie ein Wort zu verlieren, und schloss mich der Meinung des Romanciers Franz Dobler an: »Heimat ist da, wo man sich aufhängt.«

Und jetzt? Dreißig Jahre später benutze ich das Wort »Heimat«, zwar als Präfix, aber ohne doppelten Boden: »Heimatvertriebener. Mein. Vater.« Ich beschließe vorläufig, dies als Ergebnis meiner jüngsten Psychotherapie zu verbuchen. Offensichtlich habe ich einen Teil meiner Wut verstoffwechseln können. Ich kann den Schmerz der Zuhörerinnen und Zuhörer an diesem Abend fühlen – oder zumindest ihren Wunsch, mit dem Schmerz, den ihnen ihre Familiengeschichte als emotionale Aussteuer mit auf den Lebensweg gegeben hat, nicht allein zu sein. Wer weiß, vielleicht ist der Schmerz alles, was ihnen geblieben ist, und wenn sie ihn verlieren würden, dann würden sie sich vielleicht so allein fühlen, wie es mein Vater heimlich auch immer getan hat. Ich verstehe, dass ich heute Abend eine neue Repräsentantin einer uralten Gefühlswelt bin.

Nach neunzig Minuten auf der Bühne des »Haus des Deutschen Ostens« schwitze ich immer stärker unter meinem schlecht geschnittenen gelben Riesenjackett, dessen Achtziger-Schulterpolster-Ironie sich als bestenfalls theoretisch erheiternd erweisen wird, wie mir später einige Fotos der Veranstaltung vor Augen führen werden, das praktisch allerdings schlicht und ergreifend Grütze aussieht.

Doch in diesem Rahmen spielt mein Jackett keine Rolle. Der deutsche Osten erweist sich auch in Stylefragen als großzügig und schenkt für kleines Geld im Foyer große Weißweine aus, was ich distinktiert jubelnd in Anspruch nehme, auch wenn ich ahne, dass mir daraus Konsequenzen entstehen. Denn nach einem Achtel entspanne ich mich so sehr, dass jedes weitere gefährlich wird, weil ich unter Alkoholeinfluss erfahrungsgemäß zu spontaner Verschwesterung und zu mitunter nicht haltbaren Versprechen tendiere. So geschieht es auch an diesem Abend.

»Frau Matzko, Sie müssen unbedingt nach Osterode reisen, in die Heimat ihres Vaters. Wir können Ihnen

auch gerne ein paar Tipps geben«, motiviert mich mein Gastgeber-Duo Dr. Weber und Dr. Schwarz.

»Das werde ich auf jeden Fall machen«, höre ich mich von Bacchus beseelt sagen und großspurig oder – wie man in Bayern sagt – »goshert« noch hinzufügen: »Es ist nicht mehr eine Frage des Ob, sondern nur noch des Wann.«

Die Doktores wirken beschwingt, genau wie die herzige Rosemarie aus dem Sudetenland: »Das wird Ihnen sehr viel geben!« Sie umarmt mich mit ihren weichen und warmen Pulli-Armen.

Ich kriege plötzlich schlecht Luft – jedoch nicht wegen des Sudeten-Pullis, sondern weil ich mein Vorpreschen bereue, da sich im wollenen Vakuum das emotionale Diorama meines Reisevorhabens entfaltet. Ich fühle einerseits ein diffuses Kleinbegeben, ein Zugeständnis an meinen Vater und seine politischen Überzeugungen, andererseits einen Verrat an der Rolle, die mir über die Jahre zuteilwurde, nämlich die der innerfamiliären politischen Opposition, die der Journalistin, die für einen angeblich linksversifften öffentlich-rechtlichen Sender malocht. Gekrönt wird das alles von Angst vor meiner eigenen Angst.

Auf vier: einatmen, Caroline Versprechungsmaschine, auf fünf: aus. Mach den Vagusnerv locker und lass den Beckenboden baumeln. Saug das Drama aus der Reise, indem du den cholerischen Rechtsaußen-Wahlkämpfer mit Phasen der Grandiosität gedanklich sitzen lässt und stattdessen dem Kind Fritz Ekkehard Matzko, dem kleinen Lorbass in Lederhosen mit seinem getreuen Harras an der Seite, hinterherreist. Und damit auch dir selbst – denn wenn du ehrlich bist, weißt du, dass es dieses Kind ist, das in deinem Herzen haust. Sein Schmerz ist dein Schmerz – und der Grund für die Zentnerschwere in deiner Brust. Okay, auf vier: einatmen, auf fünf: aus, Caroline Sinniermaschine. Wo viel Emotion ihr Unwesen treibt, da ist was zu holen.

Ich proste Rosemarie zu. An diesem Abend begreife ich, dass ich nach Osterode fahren muss, um den Sack zuzumachen. Dorthin, wo die Geschichte meines Vaters begann, die ihre Schatten auch auf meine, die meines Bruders und seiner Kinder und vermutlich auch auf die Geschichte unserer Tochter warf und wirft.

CARO
MATZKO

ALTE WUT



Warum ich an
den Ort reiste,
von dem
mein Vater
einst fliehen
musste

PIPER

02.
OKT
2025

CARO MATZKO
ALTE WUT

Hardcover mit Schutzumschlag

224 Seiten

24,00 € (D) 24,70 € (A)

ISBN 978-3-492-07372-1

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

— 42

STEN NADOLNY
HERBSTGESCHICHTE

Herbstgeschichte

STEN NADOLNY

INTERVIEW

Lieber Sten Nadolny, in diesem August erscheint acht Jahre nach Ihrem letzten Buch »Das Glück des Zauberers« Ihr neuer Roman »Herbstgeschichte«. Er trägt den Titel eines Films von Éric Rohmer. Was hat Sie zu dieser Titelwahl bewogen?

Der Titel passt zum Buch. Nicht nur, weil dieser Film in ihm erwähnt wird, den ich sehr mag, sondern auch wegen des Alters der männlichen Protagonisten Michael und Bruno am Ende des Romans – da sind sie über achtzig. Auch auf die Jahreszeit am Ende der Geschichte weist der Titel hin: Herbst und beginnender Winter 2024. Der Sommer war sehr groß und jetzt ist er vorbei. Aber im Herbst beginnen oft die verrücktesten Dinge, die das kommende Jahr und weitere retten können.

Alle Ihre Hauptfiguren verbindet ein erfreuliches Stück Vergangenheit, und man kann von Freundschaft sprechen. Die Handlung erstreckt sich über ein Vierteljahrhundert, und Sie beschäftigen sich damit, was aus solchen Gemeinsamkeiten wird, was sie am Leben hält oder schwinden lässt. Können Sie dem zustimmen?

Das ist richtig, dem gehe ich nach. Und das entspricht ja auch dem, was einen bewegt, wenn man in älteren Jahren auf sein Leben zurückblickt. Da gibt es die Neigung, alte Freundschaften aufrecht zu erhalten, vielleicht sogar zu verklären – Schulfreundschaften zum Beispiel. Aber es gibt immer auch Einsprengsel von Enttäuschung oder Rivalität, Verletzungen, die mit der Zeit nicht heilen wollen, sondern immer frischer zu werden scheinen.

Die Figur in »Herbstgeschichte«, um die sich alles dreht, ist eine junge Frau, Marietta: Was macht sie so faszinierend für Sie?

Marietta ist ein sehr besonderer Mensch, hochsensibel, mit einem enormen optischen Gedächtnis und daher sehr oft in Gefahr, weil sie Gesichter zuverlässig wiedererkennt – Übeltäter mögen das gar nicht.

Ihre Fähigkeit, genau hinzuschauen, führt aber auch noch zu etwas viel Wichtigerem: Sie nimmt zuverlässig wahr, wer Hilfe braucht. Das Wegsehen ist ihr nicht gegeben. Das, und ihre Hilflosigkeit – sie ist seit der Kindheit schwer traumatisiert, psychisch und physisch krank – führt notwendig zum Hauptthema der Geschichte: Was alles kann Hilfe sein? Faszinierend ist Marietta zusätzlich, weil in ihr eine künstlerische Begabung schlummert, und am faszinierendsten, dass sie es trotz allem schafft, wieder gesund und handlungsfähig zu werden. Unglaublich, aber, wie ich hoffe, von mir recht wahrheitsnah erfunden.

Sie lieben das Spiel mit unterschiedlichen Erzählebenen. Auch die »Herbstgeschichte« arbeitet mit doppelten Böden, einem echten und einem erfundenen Autor. Was reizt Sie an dem Hinterfragen des eigenen Erzählens, an dem Spalt, der sich zwischen Wirklichkeit und Literatur auftut?

Keineswegs möchte ich mit meinen Lesern spielen oder gar ihnen mitspielen, z. B. ihre Illusionen zerstören. Nein, das wäre ja schon pädagogische Absicht, und die sei fern von mir! Ich glaube eher, ich möchte nicht nur die Lust an der Geschichte, sondern auch etwas Lust an ihrer Erfindung und Weiterentwicklung vermitteln. Die Lust zum Beispiel, für einen schwerkranken Menschen Heilung zu erdichten, und zwar so, dass sie uns viel wahrscheinlicher vorkommt als sein Tod. Und so beginnt tatsächlich viel von realer Besserung: Dadurch, dass wir etwas erfinden, für möglich halten, dran glauben und nicht davon ablassen, nach dem Weg der Verwirklichung zu suchen. Ohne das Letztere wird gar nichts draus.

Das hört sich wie eine Empfehlung an die Politik an.

Das ist es unter anderem sicherlich. Aber darüber hinaus an uns alle. Die Richtlinienkompetenz für unser Leben haben wir selbst.

Was liegt Ihnen persönlich mehr, das Erfundene oder die Beschäftigung mit der Wirklichkeit? Oder möchten Sie das nicht so scharf voneinander trennen?

Das Erfinden habe ich irgendwann zu meinem Beruf gemacht, eben weil es mir sehr liegt. Aber scharf trennen sollte man das eine nicht vom anderen. Ich erfinde doch nicht etwas, was mit der Wirklichkeit rein gar nichts zu tun hat! Sie ist immer der Ort, an dem die Reise beginnt. Und wenn ich irgendetwas als "die" Wirklichkeit bezeichne, ist das ziemlich gewagt: Erfindung spielt immer mit hinein – nichts, was wir wahrzunehmen meinen, enthält null Erfindung! Das zu wissen, gehört mit zu den Voraussetzungen, ein einigermaßen zufriedener Mensch zu werden.

Und sind Sie ein zufriedener Mensch?

Immer noch überwiegend, trotz allem, was sich draußen anbahnt.

In Ihre "Herbstgeschichte" spielt immer wieder Tagesaktualität hinein, Meldungen über politische Wendepunkte und verbürgte Ereignisse der letzten Jahrzehnte und auch der jüngsten Gegenwart. Was für eine Funktion hat dieser zeithistorische Hintergrund für den Roman?

Ich folge da nicht etwa einem Bildungsauftrag aus meiner Zeit als Geschichtslehrer. Es muss einfach in eine Schilderung des Lebens in unserer Zeit hinein, dass Meldungen auftauchen und kurzfristig amüsieren, bewegen oder aber auch Angst machen. Viel Nebensächliches, aber auch viel wirklich Bedrohliches. Was die Medien in uns auslösen, gehört mit zum "Sound" des Alltags. Hinzu kommt, dass Marietta lange Zeit, als sie noch Angstpatientin ist, unter schlimmen Weltnachrichten fürchterlich leidet, das gehört mit zu ihrer Krankheit und normalisiert sich, wie wir am Ende wissen, nach ihrer Gesundung.

Wir sind mit Ihnen in »Netzkarte« und auch in »Er oder Ich« per Bahn durch Deutschland gereist. Und auch die »Herbstgeschichte« beginnt auf einer Bahnfahrt. Was ist für Sie der besondere Reiz dieser Fortbewegungsart?

Das Bahnfahren war für mich in jungen Jahren ein Stück Selbsterforschung: Wie kommt aus etwas draußen Gesehenem ein Gedanke auf, warum macht mich so eine zufallsbedingte, "angestoßene" Gehirntätigkeit glücklich oder hilft mir, mit mir selbst ins Reine zu kommen – ganz ohne mich dazu gleich mit einem Besinnungsaufsatz über mich selbst zu quälen? Es ist ein Erzählen, das man in sich selbst weiterspinnt, auch ohne Lippenbewegung und Zuhörer. Ich habe beim Bahnreisen am meisten gespürt, dass mich irgendetwas zuverlässig durchs Leben trägt: Was das ist, da versuche ich mich immer noch heranzuschreiben. Und immer noch gern in der Bahn.

Man kann reisen, um sich selbst zu finden, aber auch, um zu fliehen. Ihre Figuren scheinen mir diesmal viel auf der Flucht vor sich oder anderen zu sein – insbesondere auf Marietta trifft das zu. Richtig?

Ja, das ist richtig. Jeder flieht auf seine Weise, aber nicht jeder, weil er das ernstlich muss. Nur Marietta flieht, weil sie in ernster Gefahr ist: vor den Traumata ihrer Kindheit, womit sie erst mal scheitert, vor kriminellen Verfolgern, die sie nur mühsam abschütteln kann, und dann voller Verzweiflung aus einer nicht enden wollenden Stagnation. Michael flieht lebenslang vor allem, was Schwierigkeiten mit sich bringen könnte, selbstverständlich vergebens – wem gelingt das schon? Bruno sucht geradezu nach Schwierigkeiten, kommt dabei wahrlich gut voran, und meint dann doch irgendwann, fliehen zu müssen. Flüchten oder Standhalten, das ist durchaus ein Thema in meiner Herbstgeschichte.

Wie ordnen Sie diesen jüngsten Roman in Ihre Werkgeschichte ein?

"Was ist meine Werkgeschichte?" Das ist eine Frage, über die ein Autor meiner Altersstufe schon mal nachgedacht haben sollte, und ich gestehe, dass ich es daran bisher habe fehlen lassen. Den Versuch ist es aber wert: Ich habe mit dem schlichten Notieren von Gesehenem, Gedachtem und fantasievoll Gewünschtem angefangen – das war "Netzkarte". Dann kam die Geschichte eines Seemanns und Arktisforschers, den ich als verlangsamten Hochsensiblen fantasierte und

Ich folge da nicht etwa einem Bildungsauftrag aus meiner Zeit als Geschichtslehrer. Es muss einfach in eine Schilderung des Lebens in unserer Zeit hinein, dass Meldungen auftauchen und kurzfristig amüsieren, bewegen oder aber auch Angst machen.

so durch ein außergewöhnliches Lebensabenteuer führte. In den weiteren Romanen interessierte ich mich immer mehr für den Gegensatz zwischen Erlebtem und Geschriebenem, einen durchaus fruchtbaren Gegensatz. Es könnte sein, dass "Herbstgeschichte" eine Art Schlussstein in dieser Reihe ist: Es wird ja die ganze Story von Marietta, Michael und Bruno nicht linear, sondern innerhalb einer "Geschichte von der Entstehung eines Romans" erzählt - hier die Wirklichkeit, dort der Versuch, etwas in ihr als "Stoff" zu sehen und eine Erzählung daraus zu machen. Ich habe

versucht, diesen Weg zu gehen, ohne dass Mariettas Leidensweg an Wucht und der Roman an Spannung verliert - das Kunststück ist gewollt. Und man sollte sich den Artisten unter der Zirkuskuppel nicht ratlos, sondern glücklich denken. Ich ahne übrigens schon, dass ich nach diesem Buch ganz andere Sachen ausprobieren werde. Vielleicht aber auch nur noch Weniges. Das kommt schon im letzten Satz des Romans im Roman zum Ausdruck: Das Leben kann auch ohne Schreiben schön sein, und der Wein hat jetzt lange genug geatmet.

LESEPROBE

Die Reise nach Zürich

Endlich steckte Bruno seine Lektüre weg. »Du nennst dich jetzt Mike – auch privat?«, fragte er.

»Ja, klingt doch besser: Mike Waßmuß.«

»Für mich ungewohnt, aber sprechen lässt es sich.«

»Übrigens –«, sagte Michael, »wegen gestern! Es ist keineswegs so, dass mir nicht imponiert, was du geschafft hast: ein unabhängiges, erfolgreiches Theater zu gründen. Ich habe überhaupt Respekt vor Gründern. Und den Namen finde ich gut: »Iffland-Theater«. Ich wollte ja immer mal kommen.«

»Für welche Gründer schwärmst du denn noch?«

»Im weitesten Sinne. Vorurteilslos, einfach Gründer, Firmengründer! Max Grundig, Bill Gates ...«

»Hab Erbarmen, ich bin Marxist.«

»Ach doch noch?«

»Allerdings! Und was gründest du selber so?«

Michael lachte: »Gar nichts. Ich bin höchstens Frauengründer. Ich habe drei Frauen durch den zweiten Bildungsweg gelotst bis zum Abitur.«

»Und ich nehme an, die letzte davon ist dir geblieben. Hat noch nicht die Flucht ergriffen.«

»Stimmt, irgendetwas muss sie davon abgehalten haben.«

»Habt ihr Kinder?«

»Einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn hat dieses Jahr Abitur gemacht. Sofort danach ist er in einen Baum geklettert und hat seine lateinische Schulgrammatik ganz oben an den Stamm genagelt. Ansonsten schreibt er Gedichte und hat nicht die leiseste Ahnung, was er mit seinem Leben anfangen soll.«

»Und das Buch hängt noch dort?«

»Natürlich! Niemand klettert mit einer Beißzange auf einen Baum, nur um eine Grammatik zu retten.«

»Dein Sohn scheint mir intelligent zu sein, den würde ich gern mal kennenlernen.«

Michael fiel ein Satz seines Freundes aus der Zeit des Abiturs ein: »Es gibt nicht eine, sondern viele Arten von Intelligenz«. Zweifellos richtig. Es gab die kognitive, die emotionale, die schöpferische – ach, unendlich viele, im Grunde hatte jeder Mensch eine andere.

Bruno hatte seine und er eine durchaus andere, und vermutlich war jede Art der anderen in irgendeiner Situation überlegen.

Bruno hatte im Unterricht auch behauptet, es gebe einen Gegensatz zwischen »trockener« und »glitschiger« Intelligenz. Mutwilliger Blödsinn natürlich, aber so ein Satz hakt sich fest. Der Zuhörer fragt sich, welche Intelligenz wohl die seine wäre, sollte an der Unterscheidung etwas dran sein, und beginnt, sie zu deuten. Michael meinte in der glitschigen eine Intelligenz der Anpassung zu erkennen und in der trockenen den Sinn für (vernünftigen) Widerstand.

Der Zug wurde langsamer. Köln Hauptbahnhof. Michael schaute aus dem Fenster und staunte über die Menge der Wartenden. Das Zugunglück von Eschede war erst wenige Monate her, aber das Vertrauen in die Eisenbahn schien wiederhergestellt. Michael, der Zugreisen liebte, hatte es nie verloren.

»Jetzt schau dir das an!«, sagte Bruno. »So viele Menschen aus Afrika und sonst woher. Fühlst du dich noch wohl, wenn so viele Leute nicht von hier sind und gar nicht verstehen, was du sagst?«

»Ich habe kein Problem damit«, antwortete Michael. »Deutschland wird eben welthaltiger. Irgendwann können die ja Deutsch, und im Übrigen könnten wir ja auch einige ihrer Sprachen lernen. Nur Bairisch muss man schon von Haus aus können, da führt sonst kein Weg hin.«

An den Vierertisch kamen nun Zugestiegene, ein wortkarges altes Ehepaar. Die Frau packte eine Zeitung aus und löste Kreuzworträtsel, der Mann studierte einen kleinen Fahrplan, der »Ihr Zugbegleiter« hieß.

Der Regen ließ nach, Michael blickte in die Landschaft. Bruno konnte ihn in Ruhe ansehen.

»Mike« wollte der jetzt also genannt werden. Aber er würde ihn weiter Michael nennen, bis Protest kam. Immer noch blonde Haare, wenn auch spärlicher geworden, und selbst an den Schläfen war der alte Banknachbar noch nicht grau. Trug eine schimmernde Lederjacke über dem Wohlstandsbäuchlein und eine

Brille mit fast runden Gläsern. Optisch war er eine etwas korpulentere Nachbildung von Bert Brecht. Ob er diese Jacke auch am morgigen Tag bei seiner Lesung anhaben würde? Bruno kannte diese Sorte Lederjacken, sie wurden viel von Leuten getragen, die an sich selbst zweifelten.

Er dachte an den gestrigen Wortwechsel über die Bundestagswahl. Da hatte man nun die Chance, endlich eine andere Regierung zu bekommen, und Michael mäkelte am Kanzlerkandidaten herum, und an dessen Partei sowieso. Was lag schon an den einzelnen Figuren? Aber er hatte den Eindruck, als vertrete Michael nur deshalb seine Meinung mit solcher Bestimmtheit, um zu beweisen, dass er überhaupt zu festen Standpunkten fähig war. Schulfreunde haben dafür einen Blick, sie wissen noch, wie unsicher einer als Halbwüchsiger war, und sie erkennen mühelos, dass er es hinter seiner Lederjacke und seinen Büchern immer noch ist. Bruno las und kannte viele Schriftsteller, einige liebte er. Aber die schrieben anders als Michael. »Dass ich's nicht vergesse«, sagte Michael, »das ist meine neue Adresse.« Er reichte seine Visitenkarte herüber.

»Schlossufer, klingt teuer. Direkt am Rhein, wie ich annehme.«

»Ja, ich sehe den ganzen Tag Schiffe. Und wie ist jetzt deine Adresse?«

»Ich schreib sie dir gleich auf, Moment noch.«

Plötzlich hielt der Zug nach starkem Bremsen auf freier Strecke, am Tisch versuchte man Bücher und Zeitschriften festzuhalten, irgendwo rollten Flaschen, dann war es still. Die Zugchefin eilte durch die Wagen und rief: »Alles in Ordnung, die Bremsen funktionieren!« Man hörte den Wind da draußen, sah, wie er mit den Schlingpflanzen an der Böschung spielte, hatte Zeit, das Alter einer rostigen Badewanne zu taxieren, die im Gestrüpp gerade noch zu erkennen war. Und man sah auf die Uhr: Die Umsteigezeit in Mannheim war reichlich, aber was, wenn der Zug hier Herbstferien machte?

Es folgte eine Durchsage: »Verehrte Fahrgäste, wir haben aus ungeklärter Ursache ein Haltesignal. Wir bitten um Verständnis.«

Bruno zuckte die Achseln: »Verständnis kommt von Verstehen. Wie soll ich eine ungeklärte Ursache verstehen?«

»Mir fällt ein«, sagte Michael, »dass wir zusammen eine Postkarte an Titus schicken könnten. Dass wir beide gerade in Zürich sind oder so.«

»Hast du Verbindung? Schreibt er an einem neuen Film?«

»Das tut er unentwegt, ein Drehbuch nach dem anderen. Ich sehe seinen Namen immer wieder auf dem Bildschirm.«

Bruno schüttelte den Kopf: »Und damals war er der Faulste in der Klasse.«

Der Zug stand. Nach fünf Minuten fragte Bruno: »Was ist eigentlich los mit diesem Ludwig Uhland? Werden wir da noch was hören?«

»Vermutlich ›Des Sängers Fluch‹.«

»Stimmt, das Gedicht musstest du doch in der vierten Klasse aufsagen und bist steckengeblieben!«

»Ich hatte so oft Lampenfieber. Da gab es dann so ein Schneegestöber im Kopf, alles Gelernte zerbröselte. Heute kenne ich die Ursache: Ich gehöre zu den Hochsensiblen.«

»Ist das eine Krankheit?«, fragte Bruno.

»Eine Besonderheit. Bei solchen Leuten verarbeitet das Gehirn alles, was kommt, mit zu großer Sorgfalt, also zu langsam. Deshalb sind wir schnell überfordert, wir verzagen und bleiben stecken.«

»Dein Gehirn arbeitet sorgfältig?«, kicherte Bruno.

»Darauf wäre ich nie gekommen!«

Michael blieb ernst. »Ich habe letztes Jahr das Buch einer amerikanischen Psychologin darüber gelesen. Da war mir alles klar.«

»Hochsensibel – könnte ich das auch sein?«

»Auf keinen Fall! Du bist so mehr eine Kampfsau.«

»Deins scheint aber doch eine Art von Behinderung zu sein.«

»Eindeutig ja«, antwortete Michael, »aber ebenso eine Begabung, jedenfalls für so manches. Hochsensibilität und Intelligenz sind zwar nicht ganz dasselbe, aber treten gern zu zweit auf. Leider sind Hochsensible leicht zu irritieren, und sie sind anfällig für Angststörungen – je nachdem, was ihnen zugestoßen ist.«

»Ich finde, dass da jetzt so eine Mode um sich greift! Jeder spricht von seiner Sensibilität. Und vermisst sie natürlich bei anderen.«

Michael sagte dazu nichts.

Der Zug rollte ohne weitere Durchsage wieder an. Die Verspätung war erheblich, und ob Ludwig Uhland

in Mannheim seinen Kollegen Limmat erreichen würde, fraglich.

Beide Männer lasen weiter, machten Notizen und schwiegen bis Mainz. Dann, ohne gleich aufzublicken, fing Bruno wieder an zu reden. »Ich habe dich aber auch manchmal bewundert.«

»Wirklich? Wofür?« Michael war misstrauisch geworden.

»Na ja, du bist ein guter Unterhalter und verstehst dich perfekt auf den Themenwechsel. Mir dir hat es kaum je Streit gegeben, außer halt gestern mal. Ich denke, eine deiner Stärken ist die Konversation, die nicht zu weit führt.«

Michael sagte nichts. Es regnete erneut. Er studierte wieder den Galopp der Tropfen auf der Fensterscheibe.

»Ich meine, sie führt zu keinem Verdruss«, fuhr Bruno fort, »das ist das Gute daran.«

»Und manchmal das Schlechte«, sagte Michael. Jetzt redete er wenigstens wieder, der Hochsensible.

»Frauen mögen gute Unterhalter«, sinnierte Bruno weiter. »In dem Punkt habe ich dich beneidet: Ich war ja oft in Mädchen verliebt, die zu allererst für dich geschwärmt haben. Du konntest mit ihnen aber nicht so viel anfangen, damals.«

»Ich weiß. Du aber.«

Mannheim, endlich. Sie hatten nur sechs Minuten, um zum anderen Zug zu kommen, aber sie erreichten ihn noch. Im Abteil waren sie nicht allein: Vier von sechs Plätzen waren besetzt. Am Fenster war von ihren reservierten nur einer frei, auf dem anderen saß eine schwarzhaarige junge Frau, die in einem Bildband blätterte.

»Entschuldigen Sie, aber die beiden Fensterplätze sind unsere!«

»Klar«, sagte sie, »ich hatte eigentlich den in der Mitte. Ich setze mich um!« Sie erhob sich ohne Eile, ließ Bruno vorbei zu seinem Fensterplatz und setzte sich dann auf den mittleren. Dann vertiefte sie sich weiter in ihr Bilderbuch. Als Michael saß, konnte er sie betrachten. Stockhübsch, dachte er – das war sein Ausdruck für Frauen, die er schön fand. Aber da war noch etwas anderes. Diese Art Gesicht meinte er von einem alten Porträt her zu kennen und suchte im Gedächtnis vergeblich nach dem Maler. Einer der Cranachs vielleicht, aber hatten die jemals

eine Frau mit schwarzen Haaren gemalt? Hoffentlich schaute sie jetzt nicht auf und begegnete seinem forschenden Blick.

Bruno fragte herüber: »Jetzt sag mir mal eins: Warum hast du die Plätze eigentlich im Abteil gebucht?«

Michael wandte den Blick nicht von dem jungen Gesicht, das aus einer ganz anderen Zeit zu kommen schien. »Darum!«, antwortete er heiser.

»Wie bitte? Du solltest mal ein Sprechtraining machen. Manchmal bist du kaum zu hören. Wer etwas sagen will, braucht Stimme!«

»Und du wirst schwerhörig«, sagte Michael.

Beide Männer spähten nun aus, ob die Schöne irgendeine Reaktion zeigte. Ja, sie blickte auf, schaute Michael in die Augen und lächelte kaum merklich. Bruno sah es aber.

Der Zug Limmat fuhr langsamer und glitt durch den Bahnhof Waghäusel, wo an einem anderen Gleis viele junge Leute auf einen Nahverkehrszug warteten, deutlich voller Vorfreude auf großstädtische Vergnügungen.

Was las die junge Frau? Michael konnte es leicht erkennen: Ein Buch über Teppiche, mit vielen Farbtafeln. Jetzt blickte sie auf. Wenn sie etwas ins Auge gefasst hatte, schloss sie jedes Mal die Lider, bevor sie sich einem anderen Detail zuwandte. Und da sie offenkundig großen Appetit auf Details hatte, klappten ihre Wimpern ständig auf und zu. Michael fühlte sich an die Kamera eines Zeitungsreporters erinnert. Wer war sie? Wohin wollte sie? Auffällig zurechtgemacht war sie nicht. Kurze schwarze Haare, kein Schmuck, kein Make-up. Sie trug eine grobmaschige Strickjacke, fast netzartig, durch die das Weiß ihres Hemds schimmerte. Ihm fiel der Satz von Billy Wilder ein, Audrey Hepburn werde es noch fertigbringen, dass der Busen aus der Mode käme.

Michael war über seine Neugier selbst belustigt, sie erinnerte ihn an Denkrichtungen weit jüngerer Jahre. Aber er stand dennoch auf, ging raus und prüfte im Display an der Tür die Reservierungen. Ja, sie fuhr ebenfalls bis Zürich. Dann lohnte es also, ein Gespräch zu beginnen. Nach einer Fortsetzung des mühseligen Dialogs mit Bruno war ihm jetzt nicht zumute, jedenfalls nicht hier im Abteil. Er setzte sich wieder und sah zu der Lesenden herüber.

Sie hatte inzwischen eine andere Teppichtafel aufgeschlagen.

»Sie studieren Teppiche?«

»Ja. Ich mag Teppiche.«

»Das ist ein prachtvolles Stück da.«

»Es ist einer der beiden Ardabil-Teppiche aus dem sechzehnten Jahrhundert.«

»Hat etwas von einem Schlossgarten mit vielen Blumen.«

»Ich glaube, man kann ihn mit nichts vergleichen.«

»Sehr teuer, wie ich annehme.«

»Er hängt im Victoria & Albert Museum in London. Wenn er versteigert würde, wäre er wahrscheinlich der teuerste der Welt.«

Karlsruhe. Hier wurden drei von sechs Plätzen frei. Und die junge Dame sprang auf und lief einem der Reisenden hinterher: Seine Zeitschrift war liegengeblieben, vielleicht, weil er sie gar nicht hatte mitnehmen wollen. Er sah in ihr Gesicht, nahm das Heft, dankte und schien hocherfreut. Sie kehrte zurück und wandte sich Michael zu:

»Eine Frage: Wie hat es Ihnen damals in der Werft gefallen?«

»Wie bitte? In welcher Werft?«

»In Flensburg. Da habe ich Sie mal gesehen. Sie kamen aus dem Tor, als wir gerade mit unserem Lehrer reingingen.«

Michael war sprachlos. Vor vierzehn Jahren hatte er dort wirklich für eine Geschichte recherchiert. Keinerlei Erinnerung an eine Schulkasse! Damals sah ich noch ziemlich gut aus, dachte er, das ist dem Mädchen wohl aufgefallen.

»Sind Sie denn aus Flensburg?«, fragte er.

»Ja. Ich wohne aber jetzt in Düsseldorf.«

»Wo Sie Teppiche studieren.«

»Ich studiere Kunst.«

Bruno ließ sich hören: »Sie haben offenbar ein gutes Gedächtnis für Gesichter. Haben Sie mich auch schon mal gesehen?«

»Ja, als Herzog Alba im 'Don Carlos', da durfte ich zum ersten Mal ins Theater. Ihren Namen habe ich aber vergessen, ich vergesse immer die Namen.«

»Bruno Gnadl«, antwortete er gut gelaunt. »In Hamburg war das. Hat es Ihnen denn gefallen?«

Sie lachte verschmitzt. »Sehr. Sie waren so wunderbar unsympathisch!«

STEN
NADOLNY

Herbst
geschichte

Roman

PIPER

02.
OKT
2025

STEN NADOLNY
HERBSTGESCHICHTE

Hardcover mit Schutzumschlag

256 Seiten

24,00 € (D) 24,70 € (A)

ISBN 978-3-492-07403-2

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

50
GAËL FAYE
JACARANDA

GAËL FAYE

JACAR



INTERVIEW

**ENDLICH ERSCHEINT SEIN ZWEITER ROMAN
»JACARANDA« AUCH AUF DEUTSCH: GAËL FAYE IM GESPRÄCH MIT SEINEM
DEUTSCHEN VERLAG ÜBER ERFOLG, LITERATUR, MUSIK UND SEINE RUANDISCHEN WURZELN**

Wie wurde Ihr zweiter Roman »Jacaranda« in Frankreich aufgenommen?

Glücklicherweise wurde mein Buch von der Kritik und dem Publikum sehr gut aufgenommen. Er erhielt zahlreiche Literaturpreise, darunter auch den Prix Renaudot. Ich konnte eine große Lese-Tournee machen und habe sogar musikalische Lesungen mit dem Roman gemacht, in Theatern und auf Festivals in Frankreich, Belgien, der Schweiz und Ruanda. Es gab immer ein großes Publikum, das sich für mein Schreiben interessierte und über die Geschichte des Romans austauschen wollte.

War das eine Überraschung für Sie? Wie waren die Reaktionen auf Sie in Bezug auf Ruanda?

Nach meinem ersten Roman »Kleines Land«, der in Frankreich ein großer Erfolg war, hätte ich nie gedacht, dass ich dasselbe noch einmal erleben würde, jetzt, acht Jahre später. Also ja, es war eine riesige Überraschung für mich und eine Ermutigung, neben meiner Musik auch meine Arbeit als Romanautor fortzusetzen.

Welche Idee liegt Ihrem zweiten Roman zugrunde?

Im Umgang mit den jungen Ruanderinnen und Ruandern habe ich gespürt, dass es eine Distanz zwischen ihnen und mir gibt, eine Generationendistanz, dass wir das Land nicht auf die gleiche Weise sehen und dass ich ihnen vielleicht etwas über diese dreißig Jahre erzählen könnte, die vergangen sind und wie ich sie wahrgenommen habe. Und für mich war es der Wunsch, meine Beziehung zu Ruanda zu klären, was dieses Land für mich bedeutet, was ich zu fühlen und wahrzunehmen glaube.

Die französische Ausgabe zeigt einen Jacaranda-Baum auf dem Umschlag. Was bedeutet dieser Jacaranda für den Roman, warum haben Sie ihn als Leitmotiv gewählt?

Der Jacaranda ist ein Schutzbaum, er ist ein Ort des Schutzes für die Lebenden und die Verstorbenen, er ist auch das Symbol für die Weitergabe von einer Generation zur nächsten, von den Wurzeln zu den Blüten. Ich habe ihn gewählt, weil er der stille Zeuge der Geschichte der Familie ist, er trägt ihre Geheimnisse und ihre Erinnerung. Wenn ich in Ruanda bin, stelle ich mir oft die Frage: Was, wenn die Natur sprechen könnte? Was würde sie uns erzählen?

Die unterschiedlichen Generationen spielen eine große Rolle in Ihrer Geschichte. Warum haben Sie diesen Stoff als Familienroman konzipiert?

Die Geschichte Ruandas seit der Ankunft der ersten Kolonialherren Ende des 19. Jahrhunderts ist eine Geschichte von gewaltsamen Brüchen und Fälschungen. In einem intergenerationellen Dialog zu arbeiten, ermöglichte es mir, den Leser in die Realität jeder Generation eintreten zu lassen, ihren Weg und ihre Beziehung zu den anderen Generationen zu verstehen. Zwischen Rosalie, die in einem vorkolonialen Ruanda geboren wurde, und ihrer Urenkelin, die zu der Generation gehört, die den Völkermord nicht selbst erlebt hat, liegt ein Jahrhundert komplexer Geschichte voller rassistischer Spaltungen, Gewalt und Exile.

»Jacaranda« ist eine sehr emotionale Lektüre. Wie viel von Ihrer eigenen Geschichte steckt in diesem Buch?

Diese Frage ist für einen Romanautor immer schwierig, da man eine Fiktion mit seinem Wissen über die

Realität erschafft. Ich kann nur sagen, dass ich dafür gesorgt habe, dass die Geschichte von »Jacaranda« glaubwürdig ist. Alles, was in diesem Roman vorkommt, hat auf die eine oder andere Weise existiert. Die Frage, die mich am meisten interessierte und die sicherlich einer persönlich erlebten Erfahrung entspricht, ist die des Schweigens innerhalb von Familien.

Nach Ihrem bewegenden ersten Roman »Kleines Land« schreiben Sie zum zweiten Mal über Ruanda. In einem französischen Interview haben Sie einmal gesagt, dass sich niemand darüber beschwert, dass Dostojewski immer über Russland schreibt. Worin besteht die Universalität Ihres zweiten Romans auch für die deutschen Leser?

Natürlich könnte man meine Frage als eine Art von Provokation verstehen. Man fragt nie einen Russen, einen Deutschen oder einen Franzosen, wann er aufhören wird, von seinem eigenen Land zu sprechen. In meinen zwei Romanen behandle ich Fragen rund um Kindheit, Familie, Tradition, Nostalgie, Krieg, Genozid... und viele andere Themen, die die ganze Menschheit betreffen. Denn ich teile die Überzeugung, dass wir überall auf diesem Planeten auf die gleiche Weise menschlich sind. Wir lieben, wir weinen, wir träumen auf die gleiche Weise, egal woher wir kommen. Es mag klischeehaft klingen, das zu sagen, aber ich wiederhole diese Selbstverständlichkeit gerne, weil sie offenbar nicht für alle selbstverständlich ist.

Es gelingt Ihnen, mit großer Sanftheit über den unaussprechlichen Genozid in Ruanda zu schreiben, eine Sanftheit, die Ihnen bereits in Ihrem ersten Roman so viel Bewunderung beschert hat. Ist das vielleicht die einzige Möglichkeit, ein so schwieriges Thema anzugehen?

Ich glaube, es gibt so viele Möglichkeiten, einen Genozid zu erzählen, wie es Autoren gibt. Ich schreibe auf diese Weise, weil ich die Gewalt abmildern muss, sonst wäre ich nicht in der Lage, meinen Roman zu Ende zu schreiben. Um diese Geschichte erzählen zu können, muss ich sie gewissermaßen verarbeiten, und meine größte Angst ist es, verrückt zu werden oder nie aus meinen Albträumen zurückzukehren. Wäh-

rend ich im Text voranschreite, suche ich das Licht. Ich durchquere die Nacht, aber ich suche das Licht, immer.

Kehren Sie oft nach Ruanda zurück?

Wie empfinden Sie die aktuelle Lage dort?

Ich lebe einen großen Teil des Jahres dort. Das Land ist jung, drei Viertel der Bevölkerung sind unter 30 Jahre alt. Seit drei Jahrzehnten durchläuft das Land eine enorme Modernisierung, mit sehr beeindruckenden Fortschritten für diejenigen, die wie ich Zeuge davon waren, und natürlich auch mit großen sozialen Veränderungen. Der größte Erfolg des Landes ist sicherlich das friedliche Zusammenleben der ehemaligen Täter und der ehemaligen Opfer, das nur durch einen enormen Aufwand an Dialog, Erinnerungsarbeit und Gerechtigkeit erreicht werden konnte. Aber Ruanda bleibt ein wirtschaftlich armes Land, und der Krieg im Osten der Demokratischen Republik Kongo ist eine immense Tragödie, die auf ihrer Zukunft, die der DRK natürlich, sowie der gesamten Region lastet.

Sie sind auch in Frankreich ein großer Star mit Ihrer Musik! Fällt es Ihnen leicht, das mit der Literatur – künstlerisch wie auch organisatorisch – zu vereinbaren?

Es ist nicht einfach, beide Berufe gleichzeitig auszuüben. Es erfordert viel Energie und Organisation, um beide Vollzeit zu verbinden, aber meine Familie und mein berufliches Umfeld helfen mir enorm dabei. Außerdem ergänzen sich meine literarischen und musikalischen Welten, das Publikum schafft es, mir von einer Disziplin zur anderen zu folgen, was einen positiven Kreislauf schafft und das Nebeneinander dieser beiden Ausdrucksformen erleichtert.

Werden Sie angesichts Ihres vollen Kalenders Ihren Roman in diesem Herbst persönlich Ihren deutschen Lesern vorstellen können?

Es ist geplant, dass ich im September 2025 nach Deutschland komme, rechtzeitig zur Veröffentlichung von »Jacaranda«. Ich hatte bereits die Gelegenheit, für meinen Roman »Kleines Land« zu kommen, und ich habe wunderbare Erinnerungen daran. Ich freue mich darauf, meine deutschen Leser wiederzusehen!

LESEPROBE

1994

Ich wartete auf die Sommerferien, die Zeit des großen Loslassens. Wir fuhren jedes Jahr in den Westen Frankreichs, an den Atlantik mit seinen langen Stränden, in das kleine weiße Haus mit den hellgrünen Fensterläden am äußersten Ende der Insel. Dort trafen wir meine Großeltern väterlicherseits. Papa hatte keine Geschwister, sein Vater auch nicht, wir waren eine Reihe einzelner Söhne. Diesen Sommer, mit zwölf, verbrachte ich wie eh und je unter lauter Erwachsenen. Mein Großvater besaß ein Segelboot, mit dem wir morgens aufs Meer hinausfuhren, nur wir Männer, um Makrelen zu angeln und für die Mariä-Himmelfahrts-Regatta zu trainieren. Abends aßen wir unter den Zypressen im Garten, die Erwachsenen tranken kühlen Rosé, ich schüttete literweise Sprudel mit Zitrone in mich hinein. Eine leichte Brise vertrieb die drückende Sommerhitze. Betrunkenes Gelächter und ferne Gespräche belebten das sommerlich entspannte Dorf, in den angrenzenden Gärten klirrte Besteck, irgendwo in der Nachbarschaft blies sich ein Saxofonist mit My Favorite Things von John Coltrane die Seele aus dem Leib. Beim Kaffee, wenn der Tag noch ein wenig am Tisch verweilte, beruhigte mich das Wissen, dass sich die bernsteinfarbene Sonne beim Leuchtturm am Westzipfel des Strandes gleich kopfüber in den Ozean stürzen würde, um die andere Hälfte der Welt zu wecken.

Am 14. Juli spazierten wir zu ebenjener Tageszeit alle fünf langsam in Richtung der Salzgärten zum traditionellen Feuerwerk. An diesem Abend hatten wir trotz des Andrangs Platz auf einem Steinhügel gefunden. Die Erregung der Kinder um uns herum steigerte sich zu einem fröhlichen Tumult. Unruhig drehte meine Großmutter sich dahin und dorthin und betrachtete die Menge mit einem Hauch von Verzweiflung, den sie uns gleich spüren ließ.

»So viele Menschen, schaut doch nur! Die stehen bis ganz dort hinten!« Wie wachsamen Erdmännchen wandten wir alle gleichzeitig den Kopf.

»Was willst du machen, Geneviève«, meinte mein

Großvater philosophisch. »Sollen wir den alten Zeiten nachtrauern, als man nur mit der Fähre auf die Insel kam? Über die Brücke fahren nun mal mehr Leute mit dem Auto. So ist es eben, das nennt man Fortschritt ...«

»Da schaut ihn euch an, den pensionierten Ingenieur, der sein Baby verteidigt!«, rief meine Großmutter neckend. »Wir wissen doch alle, wie stolz du auf deine Brücke bist, Liebling. Aber die ständigen Staus überall, das nennst du Fortschritt?«

Zwischen meinen Großeltern herrschte eine Mischung aus Zärtlichkeit und Zank, die ihnen etwas Schelmisch-Jugendliches verlieh. Im Vergleich dazu erschienen meine Eltern mir glatt, ohne Ecken und Kanten. Nie gab es ein lautes Wort, sie waren sich in allem einig, von meiner Erziehung über das abendliche Fernsehprogramm und die Farbe des Sessels, den sie am Sonntagnachmittag von IKEA holten, bis zu ihren politischen Überzeugungen. Und wenn sie doch einmal uneins waren, legten sie ihre Unstimmigkeiten mit leiser, gedämpfter Stimme bei. Als bemühten sie sich, möglichst wenig Wellen zu schlagen und den anderen nicht zu stören, um den Zauber eines zarten Traums nicht zu verscheuchen. Hinter der harmonischen Fassade war ihre Ehe von trübsinniger Langeweile.

Meine Eltern wirkten abgespannt und gähnten seit dem Morgen ununterbrochen. Wir waren am Vortag, nach vielen Staus und sieben Stunden Fahrt durch die Julihitze, völlig zerschlagen angekommen. Wegen des Schlussverkaufs hatte meine Mutter ihre Modedeboutique vor unserer Abreise noch bis spätabends geöffnet, und mein Vater, ein leitender Bankangestellter, hatte in den letzten drei Monaten seit seiner Beförderung, die er anscheinend schon bitter bereute, unzählige Überstunden gemacht. Noch hatten mich die Großeltern nicht nach der Schule gefragt, und ich hoffte nur, dass sie es nicht vor meinen Eltern täten. Doch als Erstes interessierte sich Großmutter für meine Mutter.

»Sagen Sie, Venancia, das ist ja schrecklich, was sich in Ihrer Heimat abspielt, diese Massaker, meine ich.

Und jetzt sind all diese armen Menschen auf der Flucht und sterben an Cholera oder Typhus. Ich habe mich gefragt ... also ... ich meine, wie ist das für Sie?» Ich konnte es kaum glauben, dass Großmutter meine Mutter so direkt nach Ruanda fragte! Das machten meine Großeltern sonst nie. Als mein Vater ihnen meine Mutter vorgestellt hatte, waren sie schockiert. Ihr Sohn und eine Afrikanerin! Sie waren ja nicht rassistisch, aber ... eine schwarze Schwiegertochter? Nachdem sie eingesehen hatten, dass die Beziehung ernst und an ihr nicht zu rütteln war, hatten sie sich damit abgefunden und meine Mutter mit den Jahren ins Herz geschlossen, bis sie sie schließlich liebten wie eine Tochter. Von ihrem Leben vor Frankreich allerdings wollten sie nie etwas wissen ... aus Taktgefühl vielleicht oder auch nur aus Gleichgültigkeit. So hatte es also mehrere tausend Tote und Millionen Flüchtlinge gebraucht, dazu unzählige Zeitungsartikel und Fernsehreportagen, bis Großmutter diese einfache Frage stellen konnte. Ganz was Neues. Ich fühlte, wie mein Puls sich beschleunigte. Aufgeregt wartete ich auf die Antwort meiner Mutter.

»Ach, wissen Sie«, sagte sie, »das ist ja nicht erst seit gestern so. Massaker gab es dort schon immer. Sagen wir, es ist eine lange Geschichte ...«

»Ja, das kann ich mir vorstellen. Aber diesmal nimmt das Ausmaße an ... Wie soll ich sagen? Ich meine diese ... diese Stammeskriege ... Wie heißen die noch mal? Tutu und Tsitsi? Ich kann mir das einfach nicht merken.«

»Hutu und Tutsi, Geneviève!«, korrigierte mein Großvater, peinlich berührt von ihrer Taktlosigkeit. »Das hören wir doch seit drei Monaten jeden Tag. So kompliziert ist es nun auch wieder nicht! Hutu und Tutsi! Außerdem sind das keine Stämme, sondern Ethnien.«

»Ach ja, genau, Hutu und Tutsi«, sagte Großmutter, ohne weiter auf ihn einzugehen. »Es ist ja nicht einmal klar, wer dort die Guten sind und wer die Bösen. Und dann auch noch diese Gemetzel! Mit der Machete ... Frauen und Kinder ... unvorstellbar!«

Man sah ihr die Erschütterung an, zögernd und unbeholfen suchte sie nach Worten, um angesichts einer Situation, die sie überforderte, ihre Gefühle auszudrücken.

»Oh, verzeihen Sie, liebe Venancia. Ich hätte nicht

mit dieser Tragödie anfangen sollen, schließlich wollen wir uns hier erholen. Sie sollten nur wissen, dass ich bei all den entsetzlichen Meldungen oft an Sie denke. Gott sei Dank haben Sie, wenn ich mich recht erinnere, dort keine Familie mehr.«

»Doch, doch, habe ich«, erwiderte meine Mutter ruhig. Großmutter sah verlegen aus, als hätte sie einen Fehler gemacht, und wandte den Blick ab. Verblüfft erfuhr ich, dass meine Mutter noch Verwandte in Ruanda hatte, über die sie jedoch kein weiteres Wort verlor. »Vielleicht sollten wir Venancia nicht heute Abend mit dem allem kommen, Mama«, mahnte mein Vater. »Philippe hat recht«, stimmte mein Großvater zu, als wollte er einen Schlusstrich unter das Thema ziehen. Dann wandte er sich an mich: »Und wie war dein Schuljahr, mein kleiner Milan?«

Meine Eltern wurden sichtlich nervös, und mein ganzer Körper verkrampfte sich. Zum Glück setzte in diesem Moment die Musik ein, die ersten Raketen flogen in den Himmel und retteten mich. Alle verstummten, fasziniert von dem Spektakel. Die Musik schwoll dramatisch an, die Explosionen drückten aufs Trommelfell, und der Funkenregen entlockte den Zuschauern Freudenschreie. Pulvergeruch mischte sich mit den Jodausdünstungen des salzigen Schlamms. Beim krönenden Finale bemerkte mein Vater Flammen auf dem gegenüberliegenden Hügel. Funkenflug hatte dort das trockene Gras in Brand gesetzt. Ein ablandiger Wind fachte das Feuer an, das sich immer weiter fraß. Bald trafen Helfer ein, die eilends die Feriengäste evakuierten.

Sehr viel später wurde ich nachts von beißendem Qualm und Rufen der Feuerwehrleute hinter der Gartenmauer geweckt. Hustend stand ich auf, um das halb offene Fenster zu schließen. Von meinem Zimmer aus blickte ich auf die hohen Flammen in den Salzgärten, das war schön und schrecklich zugleich. Und dann sah ich sie. Reglos und einsam stand sie barfuß und nur mit einem weißen Nachthemd bekleidet in unserem Garten. Im zuckenden Licht der Flammen hob sich ihre Gestalt wie ein rätselhafter Schatten vom Dunkel ab.

Es war Juli 1994. Während ich meine Mutter dort stehen und in die brennende Nacht starren sah, endete in ihrer Heimat ein Völkermord. Ich wusste nichts davon.

1998

Ich war sechzehn, als ich erfuhr, dass meine Eltern sich scheiden lassen wollten. Beim Abendessen verkündeten sie feierlich: »Wir müssen mit dir reden, Milan.« Ich wusste gleich, was los war. Schließlich schlief mein Vater seit Monaten auf dem Klappsofa in dem kleinen Zimmer, das ihm als Büro diente. Meine Mutter schnappte sich die Fernbedienung und schaltete den Ton des Fernsehers aus. Es ging nur um praktische Fragen, geschickt umschifften sie die Gründe ihrer Trennung und interessierten sich auch nicht dafür, was ich womöglich empfinden könnte. Die Sache war beschlossen, besiegelt und abgehakt. Wie immer bei ihnen.

Ich rief Nadège an. Sei froh, sagte sie, ich hätte mich doch immer über mein Familienleben beklagt und sei jetzt viel freier. Wie sollte ich ihr das Gefühl erklären, plötzlich aus meiner Kindheit geworfen zu werden, weil sich mein ganzes bisheriges Leben als Fiktion erwiesen hatte: die Harmonie und Eintracht meiner angeblichen Bilderbuchfamilie mit den ewig gleichen hohlen Ritualen, den ewig gleichen Abläufen, langweiligen Schuljahren, oberflächlichen Gesprächen, sinnlosen Fragen und entsprechenden Antworten, den ewig gleichen grotesken Anstrengungen, unser Dasein so makellos erscheinen zu lassen wie das Meer bei Windstille, wenn nicht die leiseste Brise die Oberfläche kräuselt. Aber natürlich sagte ich nichts von alledem. Mir war klar, dass Nadège erwidern würde, ich solle mich doch glücklich schätzen, um mir darauf ihre eigene gestörte Familie mit dem tyrannischen Vater, der unterwürfigen Mutter und dem manipulativen Faschobruder um die Ohren zu hauen. Nachdem meine Eltern die Scheidung und ihre praktischen Auswirkungen auf mein Leben haarklein vor mir ausgebreitet hatten, stand mein Vater erleichtert auf, streckte sich und wühlte in seinen Taschen nach dem Zigarettenpäckchen, bis ihm wieder einfel, dass er ja aufgehört hatte zu rauchen.

»Ich denke, du weißt jetzt alles, Milan. Hast du noch Fragen?«, fragte er wie ein Lehrer, der gerade ein Problem an der Tafel skizziert hat.

Ich starrte auf das Foto meiner Eltern aus der Zeit vor meiner Geburt, das auf unserer Kommode stand. Sie sitzt verträumt am Rand eines Swimmingpools,

er steht neben ihr im Wasser, die Unterarme auf dem Beckenrand, der Kopf schaut heraus und lächelt in die Kamera. Wie Kinder. Ich mochte dieses Bild, das schlichte Glück, das es ausstrahlte. Die Umstände seiner Entstehung kannte ich nicht, und es war nicht gerade der passendste Moment, mich danach zu erkundigen.

»Hast du noch Fragen?«, wiederholte mein Vater.

»Nein, alles okay ...«, brummte ich achselzuckend.

Wozu noch etwas sagen, es würde sowieso nichts an ihrer Entscheidung ändern.

»Wir müssen noch über die nächsten Sommerferien sprechen, Philippe«, erinnerte ihn meine Mutter.

»Stimmt, das hätte ich fast vergessen. Also ... Da Großvater krank ist, fahren wir diesen Sommer nicht auf die Île de Ré. Außerdem muss ich sowieso arbeiten, im September stehen ein paar wichtige Termine an. Dafür fahren wir im Winter zusammen Ski, wir beide. Ansonsten haben wir uns gedacht, im Juli könntest du ...«

»... mit mir mitkommen«, unterbrach ihn meine Mutter. »Du könntest mich nach Ruanda begleiten, um meine Familie kennenzulernen. Was meinst du?« Die Frage traf mich wie ein elektrischer Schlag. Wir hatten nie darüber geredet, und jetzt wollte meine Mutter plötzlich, dass ich sie dorthin begleitete. Ein alter Ärger stieg in mir auf und vereinnahmte sofort mein Fühlen und Denken.

»Nein, will ich nicht.«

»Wie, du willst das nicht?«, fragte mein Vater verblüfft.

»Ihr fragt, ich antworte. Oder war das gar keine Frage, sondern ein Befehl?«

»Willst du denn deine Familie gar nicht kennenlernen?«

»Das ist nicht meine Familie. Es ist Mamas Familie. Und wenn du genau hingehört hast, hat sie gerade ‚meine‘ Familie gesagt.«

»Sei doch nicht immer so destruktiv, Milan!«

»Lass ihn, Philippe. Ich fahr allein. Es war ja nur ein Vorschlag.«

»Wie du willst, Venancia. Aber was macht er dann den ganzen Sommer über? Ich muss arbeiten, und meine Eltern können ihn nicht nehmen.«

»Um mich braucht ihr euch nicht zu sorgen, ich bleibe hier.«

»Zwei Monate zu Hause? Ohne Programm? Kommt nicht infrage!«, antwortete mein Vater.

Als ich Nadège am Telefon davon erzählte, hat sie mich regelrecht angeschrien.

»Da wirst du auf eine Reise eingeladen, in ein Land, das du nicht kennst, und nicht irgendein Land, sondern das deiner Mutter, deiner Wurzeln, deiner Familie, und du ... du ... du hängst lieber in Versailles Rive-Droite herum wie ein fettes Faultier! Bist du blöd, oder tust du nur so? Manchmal Erinnerst du mich echt an meinen Scheißbruder.«

Der Vergleich traf einen empfindlichen Nerv bei mir, ihr Bruder war nämlich der größte Arsch, den ich kannte.

»Das ist eine einzigartige Chance, und du vermasselst es gerade. Jetzt hör mir mal gut zu: Entweder du fährst mit deiner Alten dorthin, oder du kannst es dir absminken, mich diesen Sommer zu sehen.«

Einen Monat später, im Juli 1998, saß ich neben meiner Mutter in einem Flieger, der auf dem Flughafen von Kigali landete, der Hauptstadt Ruandas.

Das Taxi fuhr durch eine ockerfarbene Stadt in einer von der Trockenzeit gedörrten Landschaft, die nur hier und da von grünen Baumgruppen aufgelockert wurde. Die Straße war voller Schlaglöcher, die wir schwankend umkurvten, die Räder wirbelten Lateinitwolken auf, die sich als erstickender Staub auf unglückliche Fußgänger und Häuserfassaden, auf Bäume und Sträucher legten. Wohin der Blick auch fiel, schlängelte die Stadt sich in anmutigen Kurven um Hügel und Täler. Meine Mutter sah schweigend aus dem Fenster. Fünfundzwanzig Jahre war sie nicht in ihrer Heimat gewesen. Woran dachte sie? Seit unserer Abreise hatten wir kaum ein Wort gewechselt. Statt sich darüber zu freuen, dass ich mich in letzter Minute doch noch entschlossen hatte, sie nach Ruanda zu begleiten, war sie verstimmt, und ich traute mich nicht, sie anzusprechen. Das Einzige, was ich bei der Landung von ihr zu hören bekam, war, dass ich mich nicht wie ein verwöhnter Bengel aufführen sollte, solange wir hier wären.

Das Taxi hielt vor einem kleinen Tor voller Rostpickel in einem Viertel, das mir wie ein dicht besiedeltes Elendsquartier vorkam. Zwischen den blechgedeckten Häusern floss schmutziges Wasser, Plastiktüten lagen im Rinnstein und auf den unbefestigten Wegen; alles war von einer feinen roten Staubschicht überzogen.



MILAN, ICH MÖCHTE DIR DEINE OMA VORSTELLEN.

Eine ältere Frau kam uns entgegen: langes Kleid, dicke Brillengläser, strenge, teils öglänzende Frisur, und so wirkte sie auch: streng. Sie und meine Mutter umarmten sich lange, Brust an Brust, tätschelten einander Arme und Rücken und murmelten dabei offenbar eine Begrüßungslitanei auf Kinyarwanda. Dann drehte die alte Frau sich zu mir um, hielt inne, um mich von Kopf bis Fuß zu mustern, Tränen stiegen kaum merklich hinter ihrer Bifokalbrille auf, bevor sie mich noch länger drückte als meine Mutter, immer wieder meinen Namen nannte und neue Begrüßungsformeln aufsagte, die ich natürlich nicht verstand. Ihre Umarmung machte mich sprachlos.

»Milan, ich möchte dir deine Oma vorstellen. Meine Mutter.« Das kam so plötzlich und unerwartet, dass es einige Zeit dauerte, bis diese Information in meinem Hirn angelangt war.

Wir waren schon in Omas kleinem Haus, als mir klar wurde, dass sie meine Großmutter war. Meine Mutter hatte nie von ihr gesprochen, und ich war wie vom Blitz getroffen, sie so plötzlich vor mir zu sehen. Während wir in dem winzigen Wohnzimmer Platz nahmen, kam ein Hausmädchen, um unsere Koffer zu holen. Ich setzte mich in einen Sessel gegenüber meiner Großmutter. Sie starrte mich erstaunt an und gab hinter vorgehaltener Hand gurgelnde Laute von sich: »hum, hum, hum«, die sich anhörten wie ein startender Motor. In dieser fremden Umgebung wusste ich nicht, was zu tun und zu lassen war. Zum ersten Mal war ich verwirrt angesichts meiner Herkunft. Ich trug ein Mysterium in mir, einen tausendfach verästelten Stammbaum, den diese kleine, mir so ferne Person wie selbstverständlich verkörperte.

Nach diesem Moment der wechselseitigen Beobachtung fragte Oma mich zu meiner großen Verblüffung auf Französisch:

»Was wollen Sie trinken?«

Sie siezte mich!

»Wasser, bitte«, antwortete ich, nachdem ich mich geräuspert hatte, bemüht, wie ein braver Junge zu klingen.

Meine Großmutter sagte schnell etwas auf Kinyarwanda zu meiner Mutter.

»Oma möchte, dass du eine Fanta oder eine Cola nimmst«, erläuterte meine Mutter und fügte dann nur für mich leise hinzu: »Das ist höflicher.«

»Gut, dann eine Cola«, sagte ich, obwohl ich nicht verstand, was daran höflicher sein sollte.

Meine Großmutter lächelte zufrieden und rief nach ihrem Hausmädchen: »Joséphine!« Die kam sofort, ihre Sandalen schlurften über den Zementboden. Oma gab die Bestellung weiter, zog ein paar Geldscheine aus ihrem Büstenhalter und schickte Joséphine damit los, die Getränke holen. Während Oma und meine Mutter sich ruhig auf Kinyarwanda unterhielten, als hätten sie sich gestern erst gesehen, schaute ich mich im Wohnzimmer um, einem dunklen Raum mit niedriger Decke und – von ein paar Heiligenbildern abgesehen – kahlen Wänden, dessen winzige Fenster von dicken Eisenstangen geschützt waren. Die schweren Holzmöbel – ein Tisch mit unterschiedlichen Stühlen, ein Geschirrschrank mit ein paar angeschlagenen Gläsern, drei schäbige Kunstledersessel und ein Sofa mit Plastikfolie darüber – ließen den Raum noch kleiner wirken. Es war später Nachmittag, und draußen nahm das Licht rasch ab. Mutter und Tochter, nach einem Vierteljahrhundert wieder vereint, plauderten weiter halblaut und monoton, untermalt von Lauten wie »hum«, »he« oder »yo«, die anscheinend Zeichen der Höflichkeit oder der Zustimmung waren und so etwas bedeuten mussten wie: »Ich höre dir zu, ich bin da, sprich weiter.« Ich befand mich außerhalb ihres Kommunikationsraums. Oma war genauso reserviert wie meine Mutter, ich erkannte dieselbe Zurückhaltung, die fast steif wirkte.

Das Hausmädchen kam zurück und öffnete die Flaschen, eine Cola und zwei Fanta Orange. Plötzlich brach die Nacht herein, und wir saßen im Dunkeln.

Joséphine holte eine Petroleumlampe und stellte sie auf den Couchtisch. Unter dem strengen Blick meiner Großmutter lief sie ständig hin und her, um etwas aus dem Geschirrschrank in den Hof zu tragen. Von meinem Platz aus konnte ich sehen, wie sie sich dort an ein paar Töpfen auf glühenden Kohlen zu schafften machte. Als ich aufs Klo wollte, rief meine Großmutter wieder nach Joséphine, damit sie mir den Weg zeigte. Ich folgte ihr bis in die hinterste Ecke des Hofes, wo sie auf eine Blechtür deutete, die man von innen mit einem drehbaren Nagel verschließen konnte. Beim Betreten schlug mir der Gestank von Exkrementen und Urin entgegen. Im schwachen Licht einer Kerze, die in einer Mauernische stand, sah ich sofort die Kakerlaken und fetten Fliegen um das scheußliche Loch, beäugt von reglosen Geckos an der Decke. Ich fühlte mich verloren und fragte mich, was ich hier in diesem stinkenden Verschlag zu suchen hatte. Alles blockierte mich: der ekelerregende Gestank, das Ungeziefer im Schummerlicht, die undefinierbar feuchte Beschaffenheit von Wänden, Boden und Decke. In diesem Moment hörte ich aus dem Wohnzimmer Rufe und eine Männerstimme. Hochkonzentriert atmete ich durch den Mund, um die widerlichen Ausdünstungen nicht riechen zu müssen, die mir trotzdem in Kehle und Lunge krochen. Davon wurde mir so schlecht, dass ich mir die Hand vor den Mund halten musste, um mich nicht zu erbrechen. Dann gab ich auf, ich konnte ja noch ein bisschen aushalten, und zog schnell meinen Reißverschluss zu, um diesen Ort endlich hinter mir zu lassen.

Im Wohnzimmer stand ein hoch aufgeschossener junger Mann. Er sprach Kinyarwanda mit meiner Mutter und übergab ihr einen blau-weiß-rot umrandeten Umschlag. Dann drehte er sich um und sah mich an.

»Hallo, Milan, wie geht's?«

»Gut«, gab ich ein wenig zögerlich zur Antwort.

Als er im bleichen Licht des Zimmers den Kopf neigte, sah ich die breite Narbe, die quer über seinen Schädel verlief.

»Erkennst du mich nicht mehr?«, fragte er lächelnd.

Ich wagte es nicht, seinen Namen auszusprechen. Der Schock war zu groß. Und meine Mutter hatte mich mal wieder nicht vorgewarnt.

»Ich bin's, Claude«, sagte er schließlich in mein verblüfftes Schweigen hinein.

Der kleine Junge, den ich gekannt hatte, war verschwunden. Er war jetzt so groß wie ich, schlank und athletisch und hatte eine ernste, leise, bedächtige Art zu reden. Mir verschlug es nun endgültig die Sprache, so benommen war ich von dieser Erscheinung.

»Großartig, dein tadelloses Französisch«, rief meine Mutter.

»Bei den Jesuiten lernt man es am besten«, erläuterte Oma. »Das macht die Disziplin.«

Vor dem Abendessen forderte meine Großmutter uns auf, uns an den Händen zu nehmen und Gott in einem Tischgebet dafür zu danken, dass er uns nach so vielen Jahren wieder zusammengeführt hatte. Dann gab es Essen – Reis, rote Bohnen in fermentierter Butter und eine Tomatensauce mit Rindfleisch. Die Erinnerung an die Latrine hinten im Hof nahm mir den Appetit, doch Oma rief alle zwei Minuten »Essen Sie, essen Sie!« und sah mich dabei mit einer Zärtlichkeit an, die nur mir vorbehalten schien, was ich irgendwie bedrückend fand. Zwischen meiner Mutter, Claude und Oma entspann sich ein Gespräch in Kinyarwanda, das von langen, lastenden Pausen unterbrochen wurde. Kein Lachen, keine Freude hellte die Unterhaltung an diesem Abend des Wiedersehens auf, die Zeit schien stillzustehen. Es war seit kaum zwei Stunden finster, aber bei dem Gemurmel im Halbdunkel kam es mir viel später vor, und ich unterdrückte mehr als einmal ein unpassendes Gähnen. Als meine Mutter sah, wie müde ich war, schickte sie mich ins Bett.

Einschlafen konnte ich nicht wegen der Hitze, der Enge in diesem unbequemen Bett und der Mücken. Es wurde eine lange Nacht, in der ich mich fragte, was ich hier eigentlich sollte. Das alles kam mir so unwirklich vor, so surreal, fast wie ein Traum. Ich war heimatlos im wahrsten Sinn des Wortes, und diese Erfahrung war schrecklich und aufregend zugleich, einerseits wäre ich aus Angst vor dem Unbekannten am liebsten weggelaufen, andererseits wollte ich bleiben und diese neue Welt erkunden. Erst als im Morgengrauen Gebetsrufe aus einer nahen Moschee ertönten, spürte ich, wie mein Körper sich endlich entspannte und der Schlaf zurückkam.



29.
AUG
2025

GAËL FAYE
JACARANDA

Aus dem Französischen von
Andrea Alvermann und Brigitte Große
Hardcover mit Schutzumschlag

272 Seiten

24,00 € (D) 24,70 € (A)

ISBN 978-3-492-07397-4

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

KL

DIE ENTSTEHUNG

AS

VON OBEN

SE

UND UNTEN



HANNO SAUER

INTERVIEW

Herr Sauer, worum geht es in Ihrem Buch – in drei Sätzen?

Es geht um den Ursprung sozialer Ungleichheit, wie Statuswettbewerbe Klassenhierarchien erzeugen und was wir dagegen tun können. In den letzten Jahren hat es in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen spektakuläre und faszinierende Fortschritte in unserem Verständnis von Klasse und Status gegeben, die aber noch kaum bekannt sind. Diese faszinierenden Einsichten möchte ich einem breiteren Publikum vorstellen – sie lassen uns die soziale Welt mit völlig anderen Augen sehen.

Wie sind Sie auf das Thema gekommen?

Wir haben als Gesellschaft in jüngster Zeit sehr viel über soziale Ungerechtigkeit diskutiert. Dies geschah vor allem mit Blick auf rassistische oder sexistische Diskriminierung, und das war auch legitim und sinnvoll. Aber die ganze Zeit über wurde immer wieder der Verdacht geäußert, dass wir etwas Entscheidendes verpassen und dass es sozioökonomische Ungleichheiten sind, die das eigentliche Problem darstellen – nicht Ethnie und Geschlecht, sondern Klasse sollte wieder auf die soziale Gerechtigkeitsagenda gesetzt werden. Mein Buch *Klasse* löst diese Forderung nun ein. Ich habe versucht, das umfassendste Buch zum Thema Klasse und Status zu schreiben, das in den

letzten 20 oder mehr Jahren erschienen ist. Leider ist mein Ergebnis etwas ernüchternd: Es gibt sehr gute Gründe dafür anzunehmen, dass es moderne Gesellschaften ohne Klassenunterschiede und Statushierarchien nicht geben kann, und ich versuche zu erklären, warum das so ist. Wir müssen mit sozialer Ungleichheit leben lernen.

Was sind eigentlich Klassen?

Klasse, sage ich gerne, ist sozial konstruierte Knappheit. Sie durchdringt unser gesamtes Leben: unsere Werte, unsere Gefühle, unsere Freundschaften und Beziehungen, unseren Geschmack und unseren Lebensstil, unseren Beruf und unsere Finanzen. Eine besonders interessante Frage ist, wie viele Klassen es eigentlich gibt. Hier gibt es verschiedene Vorschläge, von zwei oder drei bis hin zu sieben, acht oder mehr. Ich will in meinem Buch zeigen, dass es vier Klassen gibt, und auch fundiert begründen, warum das so ist.

Hat es schon immer Klassen gegeben, wird es sie immer geben?

Klassen hat es tatsächlich nicht immer gegeben, sie sind vergleichsweise jung. Unterschiede in Prestige, Ansehen und Leistung gab es natürlich schon, aber starre Klassenhierarchien sind daraus erst vor wenigen Tausend Jahren geworden. Seitdem versuchen

**NICHT ETHNIE UND GESCHLECHT,
SONDERN KLASSE SOLLTE WIEDER
AUF DIE SOZIALE GERECHTIGKEITS-
AGENDA GESETZT WERDEN.**

EINE ARBEITSLOSE PERSON OHNE HÖHERE BILDUNG, DIE IM LOTTO GEWINNT, BLEIBT TROTZDEM IN DERSELBEN KLASSE.

wir, sie loszuwerden, aber es ist uns bisher nicht gelungen. Solange wir in modernen Großgesellschaften leben, wird es immer Klassen- und Statusunterschiede geben, weil die Mechanismen, aufkeimende Ungleichheiten immer und immer wieder zu komprimieren, ab einer bestimmten Gesellschaftsgröße versagen. Es lohnt sich aber trotzdem, darüber nachzudenken, wie man bestehende Klassenunterschiede mäßigen und abmildern kann. Nur ganz abschaffen können wir sie nicht.

Wie hängen Klassen und Gerechtigkeit zusammen?

Klassenunterschiede sind ungerecht: Sie sind meist unverdient, schaden den sozial Benachteiligten und haben oft sogar negative Konsequenzen für die Gesellschaft insgesamt. Im letzten Drittel des Buches gehe ich ausführlich auf die Frage ein, ob es eine »klassenlose Gesellschaft« überhaupt geben kann. Meine Antwort wird, wie oben angedeutet, skeptisch sein. Nicht alle Ungerechtigkeiten lassen sich beheben.

In Ihrem Buch geht es viel um Statussymbole. Materielle Statussymbole kennen wir alle, aber gibt es auch immaterielle Statussymbole?

Ich glaube sogar, dass Klasse primär ein »immaterielles« Phänomen ist. Eine arbeitslose Person ohne höhere Bildung, die im Lotto gewinnt, bleibt trotzdem in derselben Klasse. Das macht es auch so schwierig, soziale Statusunterschiede politisch in den Griff zu bekommen: Es sind dynamische, kaum greifbare Statuswettbewerbe, die diese Hierarchien erzeugen.

Eine wichtige Rolle spielen in Ihrem Buch die »Theorien sozialer Signale«. Worum geht es da?

Die Helden meines Buches sind die großen Klassentheoretiker der Moderne: Jean-Jacques Rousseau, Karl Marx, Thorstein Veblen, Pierre Bourdieu. Deren Einsichten lassen sich mit einem innovativen theoretischen Vokabular auf aktuellem Niveau noch präziser, noch einleuchtender, noch klarer formulieren. Dies leistet die »Theorie sozialer Signale«: Sie wurde zuerst in der Biologie und Ökonomie entwickelt und ist unser bestes Werkzeug, um zu verstehen, wie Knappheit sozial konstruiert wird. Dabei fühlt man sich häufig ertappt, weil die Theorie Mechanismen unserer Psyche aufdeckt, von denen wir selbst nichts wussten. Mein Buch ist eine Entdeckungsreise, die zwar spannend, aber auch oft unbequem ist.

LESEPROBE

Klassismus, der

In den letzten Jahren waren soziale Ungleichheiten, die Hierarchien von Privilegien und Marginalisierung, Diskriminierung und Exklusion erzeugen, eines der wichtigsten Themen in dem Diskurs, den moderne Gesellschaften über sich selbst führen. Rassismus und Sexismus waren die Hauptverwerfungslinien, auf die sich dieser Diskurs konzentrierte, nicht zuletzt, weil Hautfarbe und Geschlecht zu den auffälligsten Merkmalen einer Person gehören. Gleichzeitig wurde immer wieder der Verdacht geäußert, dass die exzessive Beschäftigung mit ethnischer oder sexistischer Diskriminierung von den eigentlich wichtigen Formen sozialer Ungerechtigkeit ablenkt und die ursprünglichen Anliegen progressiver Politik zu verdrängen droht: Klassismus sollte wieder ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt werden, sozioökonomische Ungleichheiten als Priorität rehabilitiert werden. Dieses Buch löst diese Forderung ein.

Durch Klassenungleichheiten entsteht eine soziale Rangfolge in der Menge an Respekt, Achtung, Ehre, Anerkennung oder Prestige, die einer Person zukommt. Eine solche Rangfolge war früher offiziell anerkannt und ging mit greifbaren politisch-ökonomischen Privilegien einher, die eine aristokratische Elite für sich reklamierte; in Artikel 109 der Weimarer Verfassung hieß es dann: »Öffentlich-rechtliche Vorrechte oder Nachteile der Geburt oder des Standes sind aufzuheben.« In vielen europäischen Ländern ist diese formelle Form der Klassenstratifikation heute verschwunden und durch ein informelles Ranking der sozialen Position von Individuen und Familien ersetzt worden.

Eines der größten Projekte der modernen Aufklärung war es, endlich eine gerechte Gesellschaft zu erschaffen, die sich von den ererbten Sünden vorangegangener Generationen befreit und jedem Menschen gleiche Rechte und Chancen einräumt. »All men are created equal«, heißt es in der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Amerika, und viele haben sich seither gefragt, wie sich dieses Bekenntnis

zur fundamentalen Gleichheit mit der Realität einer Sklavenhaltergesellschaft vertragen konnte. Aber es ging nie um eine Aussage über die universelle Menschenwürde oder die fundamentale Gleichheit aller Individuen. Dass alle Menschen »gleich« sein sollen, hieß einfach nur, dass es unter den weißen Bürgern keine Klassen geben sollte, wie es sie im alten Europa gab. Dass dies alle Menschen einschließen sollte, war nie vorgesehen.

In jüngster Zeit wurde das Projekt der Abschaffung verschiedener Formen sozialer Ungleichheit dann vor allem im Blick auf Ethnie und Geschlecht weiterverfolgt: Rassismus und Sexismus sollten neu benannt, neu verstanden, neu angeprangert und endgültig eliminiert werden, auf dass ungerechtfertigte soziale Ungleichheiten ein für alle Mal der Vergangenheit angehören mögen und die menschliche Geschichte fortan von solchen Makeln unbehaftet weitererzählt werden könne.

Klassenungleichheiten und Klassismus sind wichtiger als Rassismus, Sexismus oder Ableismus. Denn Klasse ist die dominante, fundamentale Form sozialer Ungleichheit. Vorurteile funktionieren manchmal

**DASS ALLE MENSCHEN »GLEICH«
SEIN SOLLTEN, HIES EINFACH NUR,
DASS ES UNTER DEN WEISSEN
BÜRGERN KEINE KLASSEN GEBEN
SOLLTE, WIE ES SIE IM ALTEN
EUROPA GAB.**

additiv, manchmal multiplikativ und manchmal so, dass eine einzige Kategorie alle anderen dominiert. In manchen Fällen erfährt eine Person Diskriminierung, weil sie schwarz ist und weil sie schwul ist (additiv); in manchen Fällen summiert sich die erfahrene Benachteiligung nicht nur, sondern die vorurteilsbehafteten

**KLASSE IST EINE DOMINANTE
KATEGORIE, DIE ETHNISCHE ODER
GESCHLECHTSZUGEHÖRIGKEIT
ZUR NEBENSACHE MACHT.**

Merkmale verstärken einander gegenseitig, sodass ein schwarzer Obdachloser besonders marginalisiert lebt (multiplikativ); und in manchen Fällen dominiert ein einziges Merkmal die Wahrnehmung gleichsam total, sodass jemand – entweder vorübergehend oder dauerhaft – ausschließlich als X wahrgenommen wird.

Klasse ist eine dominante Kategorie, die ethnische oder Geschlechtszugehörigkeit zur Nebensache macht. Klassismus färbt unsere Wahrnehmung noch stärker als andere Formen diskriminierender Einstellungen, ob Rassismus, Sexismus, Ableismus oder Ageismus. Ethnie, Geschlecht oder Alter sind unmittelbarer und auffälliger – man sieht auf den ersten Blick, ob eine Person männlich oder weiblich ist, dunkle oder helle Haut hat, jung oder alt ist; deswegen kommt es uns so vor, als seien rassistische oder sexistische Formen der Exklusion und Marginalisierung auch die wichtigsten. Aber das ist nicht so: Klasse und Statuszugehörigkeit übertrumpfen alle anderen sozialen Privilegien oder Nachteile. Klasse sticht »Rasse«, nicht umgekehrt: Eine bestens ausgebildete, mit dem »richtigen« Habitus, Kleidungsstil und Akzent ausgestattete Person mit dunkler Hautfarbe kann ohne Weiteres zur gesellschaftlichen Elite gehören; eine arme, arbeitslose, ungebildete und kulturell nicht versierte Person bleibt Unterschicht, selbst wenn sie weiß und/oder männlich ist.

In einer Studie zu den impliziten (positiven oder negativen) Vorurteilen, die Teilnehmer an einem Experiment anderen Menschen gegenüber hegen, konnte man zeigen, dass Testsubjekte Menschen, die auf Fotos mit variierenden Statusmerkmalen dargestellt sind – also zum Beispiel im gepflegten Anzug oder in schäbiger Kleidung –, unterschiedlich positiv bewerteten. Die Ethnie der jeweiligen Personen hatte keinen Einfluss auf deren Beurteilung; die Tatsache, dass frühere Studien die Existenz unbewusster diskriminierender Reaktionen auf schwarze Menschen zu

zeigen schienen, könnte zu einem großen Teil daran liegen, dass den Teilnehmern nur die Gesichter der beurteilten Menschen gezeigt wurden, wodurch deren ethnische Zugehörigkeit die einzige Information war, die überhaupt zu Verfügung stand, was im Alltag natürlich nie der Fall ist. (Das stärkste Vorurteil war allerdings sexistisch, nämlich zugunsten von Frauen, die stets wohlwollender beurteilt werden als Männer.) Ich bin nicht der größte Fan von Studien zu impliziten Vorurteilen, aber wenn man diese beeindruckend findet, zeigen sie, dass Klasse alles ist.

Und was materielle Konsequenzen angeht, ist klassistische Diskriminierung ohnehin wirkmächtiger als jede andere Form der Bevor- oder Benachteiligung. Der »Class Salary Gap« beträgt nicht selten 25 Prozent

**DAS STÄRKSTE VORURTEIL WAR
ALLERDINGS SEXISTISCH, NÄMLICH
ZUGUNSTEN VON FRAUEN, DIE
ALLERDINGS SEXISTISCH, NÄMLICH
STETS WOHLWOLLENDER BEURTEILT
WERDEN ALS MÄNNER.**

oder mehr; und anders als Gehaltsunterschiede zwischen den Geschlechtern (Gender Pay Gap) lässt sich dieser nicht durch Unterschiede bei geleisteten Arbeitsstunden oder der Berufswahl erklären. Die neuesten Studien zeigen, dass rassistische Benachteiligung sukzessive von klassistischer Benachteiligung überholt wird.

Im Juni 2023 entschied der Supreme Court der Vereinigten Staaten von Amerika in den Fällen »Students for Fair Admissions vs. Harvard« und »Students for Fair Admissions vs. University of North Carolina«, dass die Zulassungspraktiken der beiden hochselektiven Eliteuniversitäten das vom 14. Verfassungszusatz jedem Bürger (m/w/d) garantierte Recht auf Gleichbehandlung vor dem Gesetz unabhängig von dessen ethnischer Herkunft verletze. Harvard hatte – so wie viele andere renommierte Universitäten auch – nach Meinung des Verfassungsgerichts seine ehrgeizigen Diversitätsziele durch sogenannte Affirmative Action

**IM HERR DER RINGE SPRECHEN
DIE WEISEN ZAUBERER, DIE EDLEN
ELBEN UND DIE GUTMÜTIGEN
HOBBITS MIT AKZENTEN DER
ENGLISCHEN UPPER UND
UPPER MIDDLE CLASS.**

zu erreichen versucht, also den aktiven Versuch, Mitgliedern der schwarzen Bevölkerung die Aufnahme zu erleichtern, etwa durch niedrigere Standards für die Mindestpunktzahl beim SAT-Test, der die akademischen Fähigkeiten zukünftiger Studenten einschätzen helfen soll. In vielen Fällen führte dies dazu, dass die dunkelhäutigen Kinder jüngst in die USA eingewanderter wohlhabender Familien aus Nigeria oder der Karibik von diesen Praktiken profitierten, obwohl diese eigentlich der durch das Erbe von Sklaverei und Segregation benachteiligten afroamerikanischen Bevölkerung zugutekommen sollten. Ein irregeleiteter Fokus auf die Ethnie von Bewerbern – wir wollen eine angemessene Zahl schwarzer Studenten vorweisen können – lenkte vom eigentlichen Ziel jener Zulassungsbemühungen ab, das darin bestanden hatte, die historisch marginalisierten Mitglieder der schwarzen Gemeinschaft aktiv beim sozialen Aufstieg zu unterstützen. Derweil lässt das Fortbestehen sogenannter Legacy-Admissions, also niedrigerer Zulassungshürden für Studierende, deren Eltern schon in Harvard waren, den nackten Klassismus in krassester Weise hervortreten.

Im Unterschied zu anderen diskriminierenden Haltungen ist Klassismus weiterhin sozial akzeptabel. Welche Mitschüler der eigenen Kinder aus »guten« Familien stammen und welche – so die Implikation – aus »schlechten«, ist eine Einschätzung, die nach meiner Erfahrung freimütig und mit großer Selbstverständlichkeit geteilt wird. Selbst in Fantasy-Filmen, die in völlig fremden Welten spielen sollen, bedienen sich die Macher der wahrnehmungssteuernden Kraft sozialer Statussignale: Im *Herr der Ringe* sprechen die weisen Zauberer, die edlen Elben und die gutmütigen Hobbits mit Akzenten der englischen Upper und

Upper Middle Class, die brutalen Orks und Uruk-hai, die wie Ungeziefer in schlammigen Schleimbeuteln herangezüchtet werden, mit der für die Arbeiterklasse typischen Inflektion derer, die im östlichen London oder gar – *horribile dictu* – im Norden Englands aufgewachsen sind.

»White Trash« ist zwar erkennbar kein sehr wohlwollender Ausdruck, wird aber unironisch und unverblümt ausgesprochen, ohne Scham benutzt und selten problematisiert, und die Darstellung eines stereotypen Redneck-Paars wie Cletus und Brandine aus den Simpsons als halbverblödetes, waschbärjagendes Inzuchtpaar mit schiefen Zähnen wäre mit vertauschten ethnischen Vorzeichen völlig undenkbar.

Auch die retroaktiven Wärmesuchsysteme, die cancelbare Vergehen längst schon verstorbener Künstler oder Autoren aufzuspüren versuchen, können es kaum abwarten, Otfried Preußler oder Astrid Lindgren für ihr veraltetes Vokabular zu schurigeln, zucken aber nicht mal mit der Schulter, wenn Konsul Buddenbrook die als einfältig und ungebildet dargestellten Lübecker Arbeiter, die endlich eine Republik fordern,

**KLASSISMUS IST, VIELLEICHT
MIT AUSNAHME VON
DISKRIMINIERUNG AUF BASIS
PHYSISCHER ATTRAKTIVITÄT ...
DIE EINZIGE FORM VON
DISKRIMINIERUNG, DIE ALS
LEGITIM GILT.**

darüber aufklärt, dass sie ja schon eine haben – worauf diese antworten, wenn das so sei, dann wolle man eben noch eine.

Klassismus ist, vielleicht mit Ausnahme von Diskriminierung auf Basis physischer Attraktivität – die wenigsten Menschen schämen sich zuzugeben, einen attraktiven Partner zu bevorzugen –, die einzige Form von Diskriminierung, die als legitim gilt. Die meisten Menschen geben sich größte Mühe, nicht als

rassistisch oder sexistisch wahrgenommen zu werden, äußern aber ihre Verachtung gegenüber den ungewaschenen Massen, ohne mit der Wimper zu zucken. Für die Opfer klassistischer Diskriminierung ist dies besonders verletzend. Denn es ist eine Sache, das Ziel von Spott, Hass und Verachtung zu sein, und eine ganz andere, das Ziel von weithin als legitim wahrgenommenem Spott, Hass und Verachtung zu sein. Klassismus muss nicht immer etwas Schlechtes sein.

**DENN ES IST EINE SACHE,
DAS ZIEL VON SPOTT, HASS
UND VERACHTUNG ZU SEIN,
UND EINE GANZ ANDERE,
DAS ZIEL VON WEITHIN ALS
LEGITIMWAHRGENOMMENEM
SPOTT, HASS UND
VERACHTUNG ZU SEIN.**

Tilman Lahmes *Die Manns* etwa ist einerseits eine Familienbiografie, andererseits aber ein beeindruckendes Zeugnis dafür, wie Dünkelhaftigkeit und das robuste Gefühl, aus feinerem Holz geschnitzt zu sein, gegen die finstersten Auswüchse der Barbarei inokuliert. Denn der nationalsozialistische Faschismus war ja, neben seinen territorial-imperialistischen Ambitionen und seinem mörderischen Antihumanismus, vor allem eine politische Bewegung, die die Frustrationen und Ressentiments der Abgehängten zu bündeln wusste. Damit konnten sich die Gründer der »Herzogparkbande«, zu der Klaus und Erika Mann gehörten, schlechthin nicht gemein machen. Aber es waren nicht feste moralische Prinzipien, die diese Bewegung für die Mann-Kinder verhasst machte, sondern primär der brutale Massencharakter, das anti-intellektuelle Hordentum der Nazis, das die überverfeinerten Bogenhausener Literatenkinder gegen die Versuchungen des Faschismus abschottete.



29.
AUG
2025

**HANNO SAUER
KLASSE**

Hardcover mit Schutzumschlag

368 Seiten

26,00 € (D) 26,80 € (A)

ISBN 978-3-492-07141-3

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)



MAL GU CKEN

**WIE UNSERE
TOCHTER UNS
HALF, DIE WELT
MIT NEUEN
AUGEN ZU
SEHEN**

Um ihrer erblindenden Tochter Pauli möglichst viel von der Welt zu zeigen, gehen Josefine und ihr Mann mit ihren drei Kindern ein Jahr auf Reise. Bilder, Farben, Begegnungen: Alles ist wertvoll. Denn niemand weiß, wie schnell Paulis Sehkraft, die anfangs etwa 7 % beträgt, nachlassen wird. Sie tauschen Planbarkeit gegen Spontaneität, wohnen im Camper, arbeiten auf Biofarmen, hüten Häuser samt Haustieren. Pauli und ihre Brüder erleben die Freiheit in den Baumwipfeln eines kanadischen Kletterwalds und entdecken, wie weich sich Ziegenäuter beim Melken anfühlen. Mitreißend und sensibel erzählt die Autorin von der Realisierung der Reise, dem Potenzial einer lebensverändernden Diagnose und den Herausforderungen, als Familie 24/7 unterwegs zu sein.

INTERVIEW

Liebe Josefine, wann habt ihr entschieden, dass ihr mit euren drei Kindern Freddie, Pablo und Pauli auf Weltreise gehen wollt?

Die Idee dazu kam uns während der Pandemie. Die Lockdowns gingen unserer Familie ziemlich an die Substanz, und so verlagerten wir Homeschool und -office kurzerhand in die Sonne und Wärme von Teneriffa und verbrachten dort – regelkonform – zweimal vier Wochen. Der Ausbruch aus unserem Alltag tat uns wahnsinnig gut. Das war eine wichtige Erkenntnis. Da die Welt eh Kopf stand, überlegten wir, die Situation zu nutzen und das alte Leben für eine Weile hinter uns zu lassen.

Die Diagnose unserer Tochter hatte schon Jahre zuvor ein »Eigentlich müssten wir ...«-Gefühl in unser Leben gebracht. Die beiden Aspekte verstärkten sich dann gegenseitig und gipfelten in der Entscheidung, es wirklich zu tun.

Die Kinder waren, als ihr gestartet seid, 11, 9 und 5 Jahre alt – war das ein guter Zeitpunkt?

Für uns war der Zeitpunkt perfekt. Ein Jahr später war unser Ältester voll in der Pubertät, da hätten wir den niemals dafür begeistern können. Unsere Tochter war aus dem Gröbsten raus und schon einigermaßen selbstständig, das war hilfreich. Kein Windelkind und kein Mittagsschlaf, nach dem man sich richten muss, das war gut für uns. Allerdings hat der Altersunterschied unserer Kinder es öfter mal schwer gemacht, alle Bedürfnisse unter einen Hut zu bekommen.

Waren Pauli und ihre Brüder sofort dafür, ein Jahr mit euch um die Welt zu gondeln?

Wir haben es tatsächlich riskiert und unsere Kinder gefragt, ob sie dazu Lust hätten. Gott sei Dank waren alle drei sofort Feuer und Flamme. Ich weiß nicht, was wir gemacht hätten, wenn eins dagegen gewesen wäre. Kinder in dem Alter können die Tragweite eines solchen Entschlusses ja überhaupt nicht einschätzen. Man sollte also aufpassen, wie sehr man sie in solche Entscheidungen miteinbezieht.

Wie habt ihr die Länder, die ihr bereisen möchtet, ausgesucht? Hattet ihr eine konkrete Route?

Es gab ein paar Kriterien, die von vornherein feststanden: Wir wollten gerne ein Jahr lang Sommer haben. Die grauen Hamburger Winter haben uns einiges abverlangt, und unsere Tochter sieht im Dunkeln nichts, da lag es nahe, uns ein bisschen Sonne, Licht und längere Tage zu gönnen.

Außerdem lag unser Fokus auf englischsprachigen Ländern. Die grobe Route stand also: Kanada, USA, Neuseeland, Australien. Wir hatten den Tipp bekommen, vorab nicht zu viel zu planen, sondern auch Raum für Spontanität zu lassen. Das war Gold wert, denn so konnten wir Erfahrungen machen, die man so niemals hätte planen können. »Mal gucken!« war daher unsere häufige Antwort auf Fragen der Kinder wie »Wo schlafen wir heute?« Oder »Wohin fahren wir morgen?« und wurde auch ein bisschen zum Motto der Reise.

Wie habt ihr die Reise finanziert?

Wir haben Geld gespart, unser Haus gekündigt, unser Auto und anderen Ballast verkauft. Mein Mann hatte Elternzeit. Wir haben beschlossen, unser Geld für Erfahrungen und Erlebnisse und nicht für Dinge auszugeben, und das haben wir gemacht.

Würdet ihr es von heute aus gesehen wieder so machen?

Darüber denke ich nicht nach. So, wie die Reise war, sollte sie für uns sein.

Ich bin froh, dass die Planung unserer Reise vor die Zeit von ChatGPT & Co. gefallen ist und wir uns auf unser Gefühl und die Bedürfnisse unserer Familie verlassen mussten.

Hat die Reise euch verändert, hat sie euer Vertrauen ineinander gestärkt?

Absolut. Ich ahnte schon beim Abflug, dass die Reise mich verändern würde. Es ist einfach noch mal etwas anderes, wirklich die Komfortzone zu verlassen und



Erfahrungen zu machen, die du dir nie zugetraut hättest, anstatt nur theoretisch über den Tellerrand zu schauen. Du stellst fest, was eigentlich zählt und wie viel Einfluss du unwichtigem Ballast im Alltag gestattet hast. Wir haben unseren Horizont buchstäblich erweitert, das merke ich vor allem seit unserer Rückkehr, hier ist alles und sind alle noch beim Alten.

An wen richtet sich dein Buch? Was ist dein Tipp oder Rat an andere Eltern?

Mein Buch richtet sich an Familienmütter- und väter und ganz allgemein an Menschen, die den Drang haben, etwas anders zu machen, die unzufrieden sind, unter der Belastung des Alltags leiden oder besonderen Herausforderungen ausgesetzt sind. Ich weiß, dass ganz viele den Wunsch nach einer Auszeit haben, ihnen dann unzählige Gründe dagegen einfallen und sie die Idee schnell wieder verwerfen. So ging es uns auch. Aus eigener Erfahrung kann ich sagen: Man kann für jedes »aber« eine Lösung finden. Sie liegt nicht immer sofort auf der Hand und sieht vielleicht auch nicht ganz so aus, wie man sich das eigentlich gedacht hat, aber wenn man erst mal losgeht, dann ergeben sich Möglichkeiten, immer.

Nachdem wir die Idee hatten, war klar, dass wir das machen müssen, weil wir eher Menschen sind, die bereuen, etwas *nicht* gemacht zu haben, als andersrum.

Welche Erfahrungen, Erlebnisse, Erkenntnisse usw. habt ihr von der Reise in euren Alltag mitgenommen?

Die vielen unterschiedlichen Erlebnisse haben alle bleibenden Eindruck hinterlassen. Wir haben in diesem Jahr so viel über uns und unsere Kinder gelernt, allein das war die Reise wert. Mich hat beeindruckt, wie flexibel wir alle sein können, wenn es nötig ist, und wie gut es tut, eine Zeit lang Distanz zwischen sich und das alte Leben zu bringen.

Jede Begegnung und jeder Ort haben vor allem in Bezug auf Wertvorstellung, Lebensentwürfe und Beziehungen Aspekte hervorgebracht, die wir jetzt für uns nutzen.

Erzählen die Kinder noch oft von der Reise? Gibt es Dinge, die sie hier vermissen?

Ja, wir reden immer mal wieder darüber, schauen Fotos an, und gerade jetzt im Schulalltag zurück in Hamburg haben zumindest die beiden Jüngeren den Wunsch geäußert, noch mal eine Weltreise zu machen. Der Große, mittlerweile ein Teenie, ist allerdings gerade ganz glücklich, bei seinen Freunden zu sein.

Wir vermissen die Leichtigkeit, das in den Tag Hineinleben, die Sonne und Wärme, die uns begleiteten, die Begegnungen, die Abwechslung und das Abenteuer.

Aber nach der Zeit im Ausland weiß man auch wieder bestimmte Dinge zu schätzen. Wir sind zum Beispiel froh, unsere liebsten Menschen, Familie und Freunde wieder nah bei uns zu haben.

LESEPROBE

Als mir in der zweiundvierzigsten Schwangerschaftswoche zum Höhepunkt einer aufregenden Geburt unser drittes Kind – nach zwei mittlerweile fünf- und siebenjährigen Jungs ein Mädchen – in den Arm gelegt wurde, wirkte es zwar wie eine kleine runzlige Omi, die schon alles erlebt hat, ansonsten schien aber jedes Körperteil am rechten Fleck zu sein. Trotzdem hemmte mich etwas beim Schreiben der Geburtsanzeige.

Bei Freddie und Pablo hatte ich »Gesund, glücklich und dankbar« geschrieben, aber »gesund« wollte dieses Mal nicht mit auf die Karte. Mutterinstinkt.

Denn auch ein paar Wochen nach Paulis Geburt verschwand das typische Neugeborenen-schielen nicht. Paulis Augen kugelten ziellos in ihren Höhlen herum, und obwohl sie schon lächelte und aktiv reagierte, schien sie uns nicht anzusehen. Stattdessen lauschte sie andächtig, wenn sich jemand in ihrer Umgebung akustisch bemerkbar machte, und drehte ihren kleinen Kopf zum stärksten visuellen Reiz.

»Lichthunger« nennt man dieses Phänomen, wie ich nur kurze Zeit später lernte, denn weder die Kinderärztin noch der Augenarzt fanden den Zustand in irgendeiner Form witzig. Besonders die schnelle, zitternde Augenbewegung namens Nystagmus – wie wenn man aus dem fahrenden Zug schaut – besorgte die Ärzte. Dieses Phänomen kann tausend Ursachen haben, und ein Großteil davon sind Diagnosen, die man niemandem wünscht.

Wie viel wird sie sehen? Wird das für immer so bleiben? Oder wird sie eines Morgens aufwachen und plötzlich gar nichts mehr sehen?, frage ich mich. Kann man ein Kind auf so etwas vorbereiten, und sollte man das überhaupt?

Und weit unten, tief vergraben unter der ganzen pragmatischen Lebensgestaltung, schlummern die wichtigen Fragen, an die ich mich nicht traue, von denen ich mich vehement abzulenken versuche:

Wird sie sich verlieben, so wie andere es tun?

Wird sie, wie Gleichaltrige, nach einer durchfeierten Nacht morgens auf dem Hamburger Fischmarkt mit einem letzten Bier in der Hand auf einer Mauer sitzen und mit ihrem Crush knutschen?

Wie verliebt man sich, wenn man nichts sehen kann? Wie vertraut man? Wie kann man unabhängig sein, ein selbständiges Leben führen? Wird sie genau so frei ihren Beruf wählen wie andere? Und Kinder bekommen? Wie kümmert man sich um ein Baby, wenn man selbst nichts sieht?

Es dauert fast zwei Jahre, bis wir eine richtige Diagnose bekommen. Die Spezialisten sind sich sicher, dass es sich bei ihrem Zustand um einen seltenen Gendefekt handelt. Einen Beweis dafür haben wir nicht. Alle Gene, die für diese Besonderheit bekannt sind, sind in Ordnung. Das heißt aber nichts. Jahr für Jahr werden mehr Varianten erforscht. Vielleicht ist ihre irgendwann dabei. Vielleicht nicht. Eigentlich ist es egal. Heilung gibt es aktuell sowieso nicht. Im Gegenteil, die Erkrankung, die, da Genmutation, keine ist, sondern eine Behinderung, verläuft degenerativ. Das heißt, irgendwann wird sie ihren sogenannten Sehrest, der von Untersuchung zu Untersuchung zwischen zwei und acht Prozent schwankt, verlieren. Wann, weiß keiner. Nachtblind ist sie jetzt schon. Und so handeln wir uns über die Zeit von Meilenstein zu Meilenstein. Erst krabbelt sie, später läuft sie. Und zwar wider Er-



warten nicht ständig irgendwo gegen. Da wir nicht genau wissen, was sie sehen kann, lernen und wachsen wir mit ihr in diesen neuen Abschnitt unserer Geschichte hinein. Wir lernen, damit umzugehen, dass ein drei Monate altes Baby mit Brille anders angeguckt wird, später gewöhnen wir uns an, jede Stufe anzukündigen, wir leuchten unsere Wohnung bis in alle Ecken aus und melden sie bei einer inklusiven Kita an. Eines Tages haben wir einen Brief mit einem bunten Kärtchen im Briefkasten. »Schwerbehindertenausweis« steht auf der Karte. Paulis Grad der Behinderung liegt bei neunzig Prozent. Ich schaue mir das Plastikdokument an, lese ihren Namen und die Kürzel für all die Hilfestellungen, die ihr gesetzlich zustehen: ständige Begleitung und Befreiung von Rundfunkgebühren, zum Beispiel. Die übertreiben aber ganz schön, denke ich und packe das Teil in mein Portemonnaie.

Für uns war klar, dass wir Pauli nicht in Watte packen. Sie muss und darf die gleichen Erfahrungen machen wie ihre großen Brüder. Und die zwei waren bei diesem Prozess wahnsinnig hilfreich. Wäre Pauli unsere Erstgeborene gewesen, so hätten wir uns möglicherweise mehr drauf fokussiert, wären vorsichtiger und sorgenvoller gewesen. So blieb weder Raum noch Kapazität dafür, die Jungs forderten das normale Leben in vollem Umfang ein, und das war ein Segen. Das Leben geht weiter, weil es weitergehen muss. So einfach und doch so nützlich.

Ja, sie sieht etwas, sie ist nicht vollständig blind. Ihr Status hat sich innerhalb der ersten zwei Jahre von »blind« zu »Schwer sehbehindert« geändert. Das ist jetzt Paulis offizielle Bezeichnung, und wie so viele andere ist auch diese Behinderung unterschiedlich ausgeprägt, hat so viele Gesichter und Varianten. Die gleiche Diagnose zeigt sich selbst bei Geschwistern mit unterschiedlichem Verlauf. Prognosen sind nicht möglich. Uns wurde gesagt, dass ihre Augen sich bis zum sechsten Lebensjahr weiterentwickeln können, wie bei jedem Kind. Aber es kann jeden Moment in die andere Richtung laufen. Vielleicht mit sechs Jahren, vielleicht mit zwölf, achtzehn, zweiundzwanzig oder zweiunddreißig ... niemand weiß das.

Ich glaube, mit dieser Diagnose wurde ein Aspekt tiefer in unser Leben gepflanzt, der zwar jeden Menschen ständig begleitet, den wir aber zu oft versuchen



UNSERE TOCHTER WIRD IRGENDWANN IHR AUGENLICHT VERLIEREN. WAS HABEN WIR SCHON ZU VERLIEREN, WENN WIR MAL FÜR EIN JAHR UNSER GEWOHNTE LEBEN VERLASSEN UND SCHAUEN, WAS PASSIERT?



zu beherrschen: die Ungewissheit. Diese radikale Ungewissheit, die so eine Diagnose und Prognose mit sich bringt, zwingt einen auf die harte Tour, sie zu akzeptieren. Das Unlenkbare. Das nicht Planbare. Und plötzlich merkt man, wie lächerlich es war, wissen zu wollen, was passieren wird, zu denken, man könnte dahinterkommen, hinter das Geheimnis des Lebens, dabei hat man doch gar keine Chance. Ich finde es nicht toll, dass das Leben meines Kindes von einer Behinderung geprägt sein wird. Aber ohne sie hätten wir vielleicht nicht loslassen können von so viel Schnickschnack, der uns gehalten hat. Den Unwichtigkeiten des modernen Lebens, die einen ständig dazu verleiten, Wege zu gehen, die man nicht gehen will, und hinter Mauern zu leben, die man nicht braucht. Möglicherweise war es der letzte Schubs, »all in« zu gehen. Unsere Tochter wird irgendwann ihr Augenlicht verlieren. Was haben wir schon zu verlieren, wenn wir mal für ein Jahr unser gewohntes Leben verlassen und schauen, was passiert?

Inmitten von Kisten und Stapeln unerkennlichen Zeugs sitze ich in unserem Schlafzimmer auf dem Boden und kämpfe mit aller Macht dagegen an, nicht die Nerven zu verlieren. In ein paar Wochen ziehen wir aus diesem Haus aus, und bis dahin muss der komplette Hausstand in

- kann weg,



- kommt ins Lager,
- kommt in die Übergangslösung (aka Haus meiner Mutter) und
- kommt mit
sortiert werden.

Jedes Ding, das einem in die Hand fällt, verlangt gnadenlos eine Entscheidung. Das Abiturzeugnis in gleichem Maße wie jede einzelne Haarspange, die sich in den letzten Jahren angesammelt hat, oder die unzähligen, auf Schnipsel gekritzelter Botschaften meiner Kinder. Was kommt wohin? Das Differenzieren der Wichtigkeit sämtlicher Gegenstände fällt mir zusehends schwerer und – man muss es sagen, wie es ist –, ich bin vollkommen überfordert.

Wie ein Käfer auf dem Rücken verfallende ich in eine Starre und glotze an die Decke. Werde ich diesen Kapuzenpullover in Kanada anziehen? Und zu welcher Hose passt er am besten?, frage ich mich überflüssigerweise und hänge dem Gedanken dann trotzdem eine Viertelstunde nach.

Der Auszug entpuppt sich als Mammutprojekt, das dem unbeschwerten Jahr zwingend vorausgehen muss. Das schwebte mir nicht vor, als die Idee zu dieser Reise in mir wuchs.

Ein Jahr zuvor waren wir in einem der Corona-Lockdowns nach Teneriffa geflüchtet. Wir schlüpfen durch eine Grauzone und verlegten Homeschool und -office in die Sonne. Und während wir dort abseits der deutschen Ängste und Sorgen, der Passivität und Unzufriedenheit unsere Zeit verbrachten und feststellten, wie gut uns der Abstand tat, fingen wir an, unser bisheriges Leben zu reflektieren.

Diese Krise, der darauf folgende Tapetenwechsel und die Erkenntnis, dass das Schicksal uns die Aufgabe gegeben hat, ein behindertes Kind durchs Leben zu begleiten, löste in uns ein starkes Bedürfnis nach Veränderung aus.

Wir fragten uns, was wir unseren Kindern beibringen und welche Werte wir ihnen vermitteln wollen, was an dem System und den Strukturen, in denen wir unser Leben verbringen, Murks ist und warum wir uns in Hamburg nicht mehr wohl fühlten. Das Gefühl, dass da noch mehr sein muss, dass es das nicht gewesen sein kann, übernahm meine Gedanken. Bestehen in Deutschland wirklich die besten Voraussetzungen für unseren Lebensentwurf und die Bedürfnisse eines

jeden einzelnen Familienmitgliedes? Gibt es genügend Unterstützung und genügend Förderung? Bietet dieses Setting uns Eltern die Möglichkeit, für uns selbst zu sorgen, damit wir uns angemessen um unsere Kinder kümmern können? Ich wehrte mich vehement dagegen, nach dieser kleinen Auszeit wieder so weiterzumachen wie vorher.

Ich muss an den Professor an der Uniklinik denken, der Pauli seit der Diagnose betreut und uns ins Herz geschlossen hat. Bei unserem letzten Termin habe ich ihm von unserem Vorhaben erzählt.

»Sie machen das genau richtig«, verkündete er, »packen Sie so viele Reize wie nur möglich in dieses Kind. Ballern sie sie voll mit allem, was geht. Zu viel gibt es nicht, sie wird alles speichern und irgendwann darauf zurückgreifen müssen. Und dann wird sie es Ihnen danken und sie sich selbst auch!«

Seine Worte schweben über allem. Sie rechtfertigen das Aufbrauchen des Ersparnis in gleichem Maße wie Silvester auf Fidschi und Weihnachten in Disneyland. Wann, wenn nicht jetzt? Worauf warten? Welchen Wink soll uns das Universum noch geben, um zu begreifen, dass jetzt die Zeit ist, es anzugehen? Man stelle sich vor, man schiebt es auf. Ein Jahr oder zwei. Und es käme wieder etwas dazwischen, weil das Leben so ist. Es ist immer irgendwas.

Und in unserem Fall ist das Irgendwas irgendwann eine bedrohliche Dunkelheit. Man stelle sich vor, man hat diesen Gedanken, so eine Reise zu machen und dem Kind die Welt zu zeigen, und plötzlich ist es zu spät. Plötzlich kann man sie ihr zwar noch zeigen, aber sie würde sie nicht mehr sehen. Das könnte ich mir nicht verzeihen.

Kanada empfängt uns mit strahlend blauem Himmel. Mit dem Landeanflug zwischen der riesigen Bergkette und dem weiten Meer beginnt etwas Neues, für uns noch nie Dagewesenes. Wir haben Deutschland hinter uns gelassen, und sobald ich kanadischen Boden unter den Füßen habe, spüre ich schon jetzt, wie weit weg das alles ist. Vor uns liegt ein Jahr nur für uns. Mein Blick ist ausschließlich in die Zukunft gerichtet. Ein magisches Gefühl, das ungeahnte Energien freisetzt, macht sich breit, und mein Herz hüpf.

Um zu akklimatisieren, verbringen wir die erste Woche in einem kleinen Airbnb in Vancouver, das in echt



Josefine Gauck, 1986 in Rostock geboren (als Enkelin von Bundespräsident a. D. Joachim Gauck), verließ 1987 mit ihren Eltern die DDR und wuchs in Hamburg auf. Medizinstudium, Heirat, zwei Kinder. Als ihr drittes Kind mit einer Sehbehinderung zur Welt kam, ließ sie sich zur Yoga- und Atemlehrerin, Notfallseelsorgerin und Kinder- und Jugendcoach ausbilden. Sie lebt mit ihrer Familie in Hamburg.



**VOR UNS LIEGT EIN
JAHR NUR FÜR UNS.
MEIN BLICK IST
AUSSCHLIESSLICH
IN DIE ZUKUNFT
GERICHTET. EIN
MAGISCHES GEFÜHL,
DAS UNGEAHNT
ENERGIEN FREISETZT,
MACHT SICH BREIT,
UND MEIN HERZ
HÜPFT.**



noch viel kleiner ist als auf den Fotos. Das Gepäck muss in den Fluren stehen, sodass jeder Weg zu einer kleinen Kletterpartie wird. Die erste Challenge für Pauli, die sich ab jetzt ständig in unbekannten Umgebungen orientieren muss. Die School of Life beginnt für sie. Ein paarmal die falsche Tür, ein paarmal über einen Koffer stolpern, und schon hat sie ein Bild von dem Apartment und orientiert sich ohne Unterstützung.

Wir sind in einem familienfreundlichen Viertel gelandet. Nichts Hippest, kein aufstrebender Stadtteil, trotzdem unfassbar teuer. Auch unser erster Einkauf, jetlagbedingt um sieben Uhr morgens im nächstgelegenen Supermarkt, lässt uns kurz schlucken. Es ist der Beginn einer Anpassung unseres Budgets für den Rest der Reise. Der Dollar steht postpandemisch schlecht für uns, und nicht nur in Kanada, auch in den USA, in Neuseeland und Australien werden die Lebensmittel den Löwenanteil unserer Ausgaben bilden. Um unser Budget nicht zu sehr zu überlasten, planen wir einen Mix aus unterschiedlichen Unterkünften. In Kanada werden wir nach der Woche in Vancouver vier Wochen mit einem Camper unterwegs sein. Danach ist ein Farmaufenthalt geplant, bei dem wir für Unterkunft und Essen arbeiten, und hinterher ein House-/Petsit. Auch wenn wir Raum für Spontaneität lassen wollen, haben wir zumindest die ersten drei Stationen vorab geplant, um uns in der Anfangszeit nicht mit zu viel Recherche aufzuhalten.

Das erste Learning, das ich mir für mich selbst notiere: Wenn kein Auto zur Verfügung steht, bei der Buchung von Unterkünften immer darauf achten, dass ein Supermarkt in der Nähe ist. Man schleppt sich sonst einen Wolf. Gott sei Dank haben wir aus Deutschland einen faltbaren Bollerwagen mitgebracht, der uns viele, viele Male retten wird.

Wir nehmen Kurs auf Victoria. Unterwegs feiern wir Freddie's 12. Geburtstag im Hochseilgarten. Wunderschön gelegen, mitten in den Wald gebaut und mit tollen Hindernissen und Ziplines, verbringen wir dort einen bezaubernden Tag, nicht ohne uns mal wieder über die enormen Preise einer solchen Attraktivität zu wundern. Aber das ist in dem Moment komplett egal, denn dieser Platz hält für uns eine eindrucksvolle Überraschung bereit: Pauli, die bis jetzt nur Spielplätze unsicher gemacht hat, bekommt zum ersten Mal eine

eigene kleine Kletterausrüstung und einen Helm und erkundet die Kinderkletterstrecke.

Da steht sie vor uns mit ihren großen wackelnden Augen voller Stolz, Aufregung und Vorfreude, endlich mal genau so etwas machen zu können, was die großen Jungs machen. Mit Ausrüstung und allem, was es dafür braucht. Dieses Kind und seine Herausforderungen gehören selbstverständlich zu unserem Alltag, über Unterschiede zu anderen Kindern denken wir gar nicht so viel nach, genauso wenig, wie wir bewusst etwas anders machen. Aber in solchen Momenten kommen die Gefühle und Fragen von damals wieder hoch: Wird sie krabbeln? Wird sie überall gegen laufen? Wird sie Fahrrad fahren? Die Antwort klettert drei Meter über mir im kanadischen Wald:

Schritt für Schritt tastet sie sich von wackeliger Planke zu schwingendem Autoreifen vor und überwindet, nachdem sie immer mehr Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten gewonnen hat, riesige Hindernisse viele Meter über dem Boden. Ich muss an den Arzt von damals denken. Wer will schon Basketballspielerin werden, wenn man Kletterin werden kann, denke ich schmunzelnd und finde es beachtlich, was sich hier abspielt. Unsere Tochter wackelt mit ihren vier bis acht Prozent Sehkraft über schwankende Planken und wackelnde Balken. Und das unter extra schwierigen Bedingungen, da der dichte Wald für extrem schummriges Licht sorgt. Unsere Einstellung wird erneut bestätigt: Alle Kinder, aber besonders diejenigen mit Einschränkungen können nur über sich hinauswachsen, wenn es ihnen zugetraut wird. Aufeindrucksvolle Weise zeigt uns diese Erfahrung, dass die Prägung und das Umfeld, in dem die Kinder aufwachsen und begleitet werden, den Rahmen ihrer Entwicklungsmöglichkeiten abstecken. Zugegeben, es wurde uns leicht gemacht, schließlich war Pauli seit ihrer Geburt dem Leben der Jungs ausgesetzt, und das besteht nun mal aus Action: Schwimmbäder, Trampoline, Skateparks, Abenteuerspielflächen, und Madame immer mittendrin. Wäre sie unser erstes Kind, wären wir möglicherweise nicht auf die Idee gekommen, sie mit ihren Einschränkungen mit fünf Jahren in einen Kletterpark zu schleppen. Aber nun sind wir hier. Und sie kann es.

Wir verlassen den kanadischen Wald. Pauli drei Zentimeter größer, vor Stolz, und die Elternherzen drei Gramm leichter, vor Glück.

JOSEFINE GAUCK

MAL GUCKEN

Wie unsere
Tochter uns half,
die Welt mit neuen
Augen zu sehen



29. AUG 2025

JOSEFINE GAUCK

MAL GUCKEN

Klappenbroschur

304 Seiten

mit 16 Seiten Farbbildteil

und einer Karte

18,00 € (D) 18,50 € (A)

ISBN 978-3-89029-610-4

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

78

JAROSLAV RUDIŠ
GEBRAUCHSANWEISUNG FÜR BIER

GEBRAUCHSANWEISUNG FÜR

BIER

JAROSLAV RUDIŠ



INTERVIEW

Du bist ein vielseitiger Autor, schreibst Romane, Graphic Novels und hast in der Reihe »Gebrauchsanweisung für ...« bereits eine erfolgreiche Hommage an das Zugreisen herausgebracht. Warum nun Bier als neues Thema?

Ich bin nicht nur ein Eisenbahnmann, sondern auch ein Biermann. Und die Geschichte des Bieres kann man nicht ohne die Eisenbahn erzählen. Von einem Bahnanschluss haben beispielsweise viele Brauereien profitiert. In einem Kühlwagen war es plötzlich viel leichter, das Bier zu exportieren ...

Was fasziniert dich so sehr an dem Getränk?

Die Geschichte und die Geschichten. In Mitteleuropa verbindet uns Bier auf ähnliche Weise, wie es die Schienen der Eisenbahn tun. Zum Beispiel das heilige tschechische Bier Pilsner Urquell, das erste Pils auf der ganzen Welt. Zum ersten Mal wurde dieses Bier, dieses nationale Kulturgut, 1842 in Pilsen gebraut. Doch der Braumeister und Erfinder, ein gewisser Herr Groll, kam aus dem bayerischen Vilshofen nach Pilsen. Es ist also nicht nur eine tschechische, sondern eine tschechisch-deutsche, böhmisch-bayerische, ja, eine wunderbare mitteleuropäische Geschichte.

Welchen Ländern und Regionen widmest du dich in deiner »Gebrauchsanweisung für Bier« ganz besonders?

Ich reise durch Mitteleuropa und bewege mich viel in diesem »magischen Bierdreieck« zwischen Bamberg, Pilsen und Budweis, wie ich es nenne. Ich gehe auch auf eine Kneipentour durch Prag, wo die besten Lokale Tiernamen haben. Deshalb sagen wir zu so einer Tour auch »Zoorunde«. Ich besuche die großen Brauereien, aber auch die ganz kleinen handwerklichen; ebenso wie viele wunderbare Lokale. In Düsseldorf trinke ich Altbier und höre dabei die Toten Hosen. In Bayreuth trinke ich ein Bockbier und lese dabei Jean Paul. In Wien trinke ich das letzte Bier mit Franz Kafka. Ich fahre aber auch nach London, Amsterdam, Brüssel und Dublin. Und auch in die Schweiz und nach Österreich. Und mit einem Freund besuche ich eine kleine Brauerei ganz im Norden von Island.

Du bist gebürtiger Tscheche und lebst mittlerweile in Berlin. Wie unterscheidet sich die Bierkultur in Deutschland von der in Tschechien?

Im Vergleich mit Tschechien ist Deutschland ein großes Land, ja, für uns fast wie ein Kontinent. So gibt es allein schon in Bayern eine andere Bierkultur als im Norden oder im Westen der Republik. In München trinkt man Helles, in Nürnberg wunderbares Rotbier, in Bamberg Rauchbier, in Hannover, Hamburg, Stralsund oder Bremen Pils, in Köln Kölsch, in Düsseldorf Alt, in Berlin kommen die modernen Biergeschichten dazu und die Berliner Weiße. In Tschechien sind die regionalen Unterschiede eher überschaubar. Wir sind ein wenig konservativ, bleiben vor allem leidenschaftliche Pilsrinker. Wenn ich aber in Bamberg in der Brauerei Spezial oder im Sternla sitze, Bier trinke und den Menschen zuhöre, sie beim Biertrinken und Essen beobachte, muss ich viel an Böhmen denken. Historisch ist Franken mit Böhmen sehr eng verbunden, bierkulturell und kulinarisch ebenso. Auch diese großartige Wirtshauskultur ist sehr ähnlich.

Wenn man mit dir telefoniert oder mailt, bist du gefühlt immer gerade unterwegs. Wann und wo kommst du eigentlich zum Schreiben?

Ich schreibe wirklich viel im Zug. Gerne auch im Speisewagen zwischen Berlin und Prag. Herr Peterka, der dort als Oberkellner die Gäste aus der ganzen Welt bedient und mit böhmischem Bier versorgt, trinkt auch gerne das eine oder andere Glas. Er ist ein Kenner. So haben wir im Zug schon einige deutsche und internationale Biere zusammen verkostet. Und er hat mir auch beigebracht, wie man Bier im Speisewagen zapft. Herr Peterka kommt als eine der Hauptfiguren in meinem Eisenbahnbuch vor und ist jetzt ein richtiger Eisenbahnstar. Er hat schon viele »Gebrauchsanweisungen fürs Zugreisen« in seinem Speisewagen signiert. Ich hoffe, dass die eine oder andere »Gebrauchsanweisung für Bier« folgen wird.

Was war bei der Recherche für diesen Band und beim Schreiben besonders herausfordernd für dich?

Das ganze wunderbare Bier. Ich musste natürlich sehr viel verkosten. Es hat Spaß gemacht, doch ich musste danach auch noch schreiben. Und wenn man nach einer Biertour biermüde ist, schafft man nicht viel. So musste ich mir auch bierfreie Tage verordnen.

Wo genießt du am liebsten dein Bier?

In einem schönen alten Lokal mit viel Geschichte. So wie in der Brauerei Schumacher in Düsseldorf, im Schwarzen Ochsen und im Goldenen Tiger in Prag oder in einem alten Augustiner-Lokal in München. Ich warte auf einen Erzähler, suche das Gespräch und beobachte gerne die Schankwirte bei der Arbeit. Im Sommer trinke ich auch das eine oder andere Bier im Biergarten, zum Beispiel bei uns im Böhmisches Paradies auf dem Marktplatz von Lomnice nad Popelkou. Und immer wieder bestelle ich ein Bier im Zug.

Was macht für dich eine gemütliche Kneipe aus?

Kein Fernseher, keine Musik aus dem Radio, das ist schon wichtig. Die Musik entsteht aus den menschlichen Stimmen, aus dem Anstoßen mit den Gläsern, aus dem Gespräch. Gut gepflegtes Bier und gutes Essen sind natürlich das Wichtigste. In jeder Prager Kneipe gibt es köstliche Kleinigkeiten, die böhmischen »Biertapas«, wie ich dazu sage: Sulz, Presssack, Essigwurst, Bierkäse, Fisch. Das kombiniere ich gerne mit meinem Bier.

Du schreibst im Buch, dass Bier verbindet. Wie ist das gemeint?

Allein schon die Gespräche am Tisch verbinden uns. Man kann sich auch streiten, eine Kneipe ist ein sehr demokratischer Ort, wo alle einen Platz und ein Bier bekommen. Man weiß nie, mit wem man am Tisch sitzt, jeder kann eine andere Meinung haben, das finde ich schön. Bier ist kein Schnaps, Bier macht nicht aggressiv wie Wodka, Bier versöhnt uns am Ende alle.

Was hältst du von Traditionen wie dem Feierabendbier oder dem Wegbier?

Das finde ich natürlich lustig. In Böhmen haben wir auch eine schöne Tradition. Wir sagen immer, wir

gehen nach der Arbeit auf ein Bier, doch das ist die schönste böhmische Lüge überhaupt. Natürlich sind es dann mindestens drei. Und mit einem Wegbier war ich in Berlin auch schon unterwegs. Es ist eine interessante Art, wie man durch die Hauptstadt flanieren kann.

Welchen Bierstil magst du am liebsten?

Das ist schwer zu sagen. Ich liebe das runde böhmische Pils. Aber ich freue mich immer auf Bamberg, ja, ich sehne mich regelrecht nach dieser Stadt und seinem Rauchbier. Doch ich bin auch ein großer Liebhaber von Alt. Und im Sommer oder nach der Sauna trinke ich gerne mal ein Weißbier.

Hast du dich schon mal selbst am Bierbrauen versucht?

Ja, in Lomnice nad Popelkou im Böhmisches Paradies, wo ich herkomme, haben wir natürlich auch eine kleine und sehr gute Brauerei. Immer wieder brauen wir Bier zusammen. Dieses Jahr zum Beispiel ein leichtes, süffiges Bier mit dem Namen »Alois Nebel«, benannt nach dem Fahrdienstleiter aus der gleichnamigen Graphic Novel von Jaromír 99 und mir. Vielleicht bekommen demnächst auch die anderen literarischen Figuren von mir ihr eigenes Bier. Seit ein paar Jahren brauen wir im Sommer auch ein Weizenbier zusammen. Immer nur zwei Sude. Man muss schnell sein. In drei, vier Wochen ist das Bier schon ausgetrunken. Man muss dann wieder ein Jahr lang warten. Doch es ist ein schönes Warten, denn es gibt ja noch andere gute Biere.

Was möchtest du in deiner »Gebrauchsanweisung« den Leserinnen und Lesern mit auf den Weg geben?

Ich möchte sie für das Bier als Kulturgut begeistern. Es geht nicht um Alkoholkonsum, um sich zu betrinken. Mir geht es ums Genießen und auch um das Verreisen.

Und zum Abschluss noch eine Glaubensfrage: Wie stehst du zu alkoholfreiem Bier?

Trinke ich mittlerweile sehr oft und sehr gerne. Zum Beispiel das alkoholfreie Bier von Augustiner schmeckt einfach wunderbar. In Tschechien bekommt man alkoholfreies Bier fast überall auch vom Fass. Das ist toll!

LESEPROBE

Das erste Bier

Das erste Bier meines Lebens habe ich mit fünfzig getrunken. Ja, ich war schon ziemlich alt. Freunde von mir haben die Sache früher erledigt, mit vierzig oder dreißig, manche sogar schon mit achtzehn ... Nicht mit achtzehn Jahren, sondern mit achtzehn Minuten. Ich also erst mit fünfzig Minuten, wenn nicht sogar mit sechzig oder siebzig. Meine Mutter kann sich leider nicht mehr genau erinnern.

Auf jeden Fall war es am 8. Juni 1972 in Turnov, im Herzen des Böhmisches Paradieses. So heißt die Gegend, in der ich aufgewachsen bin und wo ich immer noch eine kleine Wohnung habe und gern schreibe.

In der Geburtsklinik am Rande der Stadt lag ich auf dem Herzen meiner Mutter, öffnete die Augen und war ein wenig verloren. Ich wusste nicht, was mit mir los war, wo ich gerade war und warum. Vielleicht schrie ich deshalb so sehr. Dann hat mich meine Mutter gestillt. Es beruhigte mich. Es ging mir gleich viel besser. Ich schlief sanft ein und träumte den ersten Traum meines Lebens. Komisch, oft träume ich tatsächlich von Bier. Von einem leeren Wirtshaus, in dem die Wände, Tische und Biergläser Geschichten erzählen. Von einem frisch gezapften Bier auf einem Tisch. Von meinen Freunden, die ich im Wirtshaus treffe, nicht nur um gemeinsam Bier zu trinken, sondern um zu reden. Und manchmal auch um zu singen.

Vielleicht hängt es mit dem ersten Bier zusammen, das ich mit der Muttermilch zu mir nahm. Etwa eine Stunde zuvor, gleich nach meiner Geburt, die ziemlich lange dauerte, wurde meiner Mutter ein Glas Bier gereicht. Als Heiligtum, ja, als Sakrament vom Chefarzt höchstpersönlich. Ein Bier zur Stärkung. Ein Bier als erste medizinische Hilfe böhmischer Art, um die Milchbildung anzuregen, wie der Arzt sagte. Ein Bier als Anerkennung, dass es meine Mutter geschafft hatte. Es war ein schwarzes, schweres, malziges Bier,

vermutlich aus der im Jahr 1850 gegründeten Brauerei in Rohozec, einem Vorort von Turnov. Oder aus Svijany, einem Dorf in der Nähe, aus einer noch viel älteren Burgbrauerei, die auf einem Hügel über der Iser thront. Das erste Bier wurde hier schon 1564 gebraut, und mittelweile ist es nicht nur in ganz Tschechien bekannt. Es wird viel in der Slowakei oder in Polen getrunken. Oder in Sachsen.

Doch vermutlich war es das Bier aus Rohozec, das auch mein Vater sehr gern trinkt, wenn er nach der Arbeit im Garten in der Laube sitzt, bevor er dann in sein Stammlokal geht. Dieses Bier hat mich durch die unruhigen Gewässer der Pubertät und durch die Zeit auf dem Gymnasium in Turnov geführt.

Ja, manchmal, wenn ich mich im Spiegel anschau, sage ich zu mir: »Mensch, Jaroslav, du bist dieses Bier! Ein voller Bierkrug auf zwei Beinen.«

»Hoffentlich bleibt das Glas lange voll«, sagt mein Vater dazu.

Die Brauerei in Rohozec liegt nicht weit von einem Schloss entfernt und erinnert selbst an ein Schloßchen. Damals allerdings an ein bestenfalls marodes Schloßchen. In der sozialistischen Zeit hat man nicht viel in die Industrie investiert. Das war nicht nur bei uns so, sondern auch in der Deutschen Demokratischen Republik. Nach Zittau, in die nächste deutsche Stadt direkt an der Grenze, sind es aus dem Böhmisches Paradies kaum siebzig Kilometer. Als Jugendliche waren wir oft in der Lausitz. So viele Reisemöglichkeiten hatten wir nicht – und die Ostdeutschen

**»WIR MITTELEUROPÄER
SIND DAS BIER. WIR SIND
DIE GESCHICHTEN, DIE
DAS BIER ERZÄHLT.«**

auch nicht. Im Sommer hat man sie oft an einem See im Böhmisches Paradies getroffen. Es war das Bier, das uns einander nähergebracht hat. So lernte man schnell auch die deutsche und tschechische Sprache. Es sind Freundschaften und auch Liebschaften entstanden.

Als Jugendliche sind wir oft mit dem Zug über Liberec nach Zittau gefahren und machten uns dort auf die Suche nach dem deutschen Bier. Ganz ehrlich: Besonders gut hat es uns nicht geschmeckt. Es war oft trüb, ohne Geschmack, fast ohne Leben, manchmal sogar ein wenig sauer. Was wir aber toll fanden: dass man dort schon mit sechzehn Jahren Bier trinken durfte. In der Tschechoslowakei war es erst mit achtzehn erlaubt, in Tschechien ist es bis heute so. Trotzdem haben wir als Jugendliche natürlich überall Bier bekommen.

Als ich geboren wurde, wusste ich nichts über Bier, über dieses heilige Getränk. Ich wusste nichts von den wunderbaren Prager, Münchner, Amsterdamer, Bamberger oder Düsseldorfer Kneipen, in denen die Zeit stehen geblieben ist und deren Schankräume ganze Romane erzählen könnten. Nichts von Literaten wie Bohumil Hrabal, Jaroslav Hašek oder Jean

Paul, die das Bier so liebten und zelebrierten. Nichts von dem Musikkomponisten Bedřich Smetana, der in Litomyšl in der Schlossbrauerei geboren wurde, wo sein Vater als Braumeister tätig war. So gesehen kann man sein weltberühmtes symphonisches Gedicht »Mein Vaterland« nicht vom Bier trennen. Am Ufer der Moldau, der Smetana ein musikalisches Denkmal gesetzt hat, stehen bis heute mehrere Brauereien.

Ich wusste auch nichts von Kölsch und Alt und den schweren Trappistenbieren aus Belgien, nichts von Guinness und Dublin, wo vielleicht die schönsten Pubs in ganz Europa zu finden sind. Nichts von den Brauereien in München und auf dem Oktoberfest, das jeder, der Bier liebt, einmal im Leben besuchen muss. Mindestens. Auch wenn er das am nächsten Tag vielleicht bereut, während er verkaterter im Zug nach Berlin oder Prag sitzt. Ich wusste nichts davon, wie stark uns das Bier und die Bierkultur in Mitteleuropa verbinden.

Was ich damals auch nicht wusste, ist, dass am 8. Juni 1972 ein Flugzeug aus der Tschechoslowakei entführt wurde. Und dass ich Jahre später einen der Entführer beim Bier in einem Münchner Lokal kennenlernen würde, wo er mir beim frisch gezapften Augustiner seine traurige und dramatische Lebensgeschichte erzählte, die ich in einem Roman aufschreiben würde.

Der Mann musste flüchten, denn er wollte in Freiheit leben. Vier Jahre vor meiner Geburt, am 21. August 1968, haben die Sowjets die Tschechoslowakei überfallen. Und auch die eine oder andere Brauerei oder das eine oder andere Gasthaus geplündert. »Kein Bier für die Okkupanten«, stand an vielen Tafeln geschrieben. Auch bei uns im Böhmisches Paradies. Die sowjetischen Soldaten wurden im Wirtshaus einfach nicht bedient. Man hoffte, dass alles nur ein böser Traum wäre. Man trank dann schwarzes Bier, wenn man traurig war. Man hält es noch heute so.

Die Okkupanten sind in der Tschechoslowakei zwanzig Jahre lang geblieben. Die Kneipen wurden zu den Orten, wo man beim Bier die traurige Realität vergessen konnte. Wie schon im Zweiten Weltkrieg, als das Böhmisches Paradies und das ganze Land von der Wehrmacht und den Nationalsozialisten besetzt wur-



den. Unter der deutschen Okkupation haben nicht nur die Menschen, sondern auch das Bier stark gelitten, wie mir mein Großvater erzählte. Man sparte an Hopfen und Malz. Das Bier wurde von Kriegsjahr zu Kriegsjahr immer dünner.

Auch wir flüchteten uns als junge Gymnasiasten in den Achtzigerjahren in eine Kneipe. Unser Stammlokal hieß U Luků, aber alle sagten Alcron dazu, obwohl die Kneipe weit entfernt war vom Niveau des berühmten Hotels in der Prager Innenstadt. Dieses Lokal war die Universität unseres Lebens. Der Wirt, Luboš hieß er, stand wie ein Arzt oder Apotheker im weißen Kittel hinter der einfachen Theke. Wie ein Priester oder ein Engel – so formulierte es einer der Stammgäste. Wir saßen an einfachen Holztischen zwischen den Arbeitern und verliebten uns in den Schriftsteller Bohumil Hrabal, der in seinen Erzählungen genau solche Helden beschrieb, mit denen wir nun ins Gespräch kamen. Die Arbeiter aus einer Fabrik für Schrauben, die Metzger, die Eisenbahner.

Im Alcron gründeten wir ein Theater, Jindra, Vladimír, Radek, Aleš und ich. Fünf beste Freunde aus dem Gymnasium. Der zukünftige Ingenieur, der zukünftige IT-Spezialist, der zukünftige Bauunternehmer, der zukünftige Lehrer und der zukünftige Buchautor, der immer wieder über die Eisenbahn, die Geschichte und über Bier schreiben würde, was damals niemand von uns ahnen konnte. Im Alcron haben wir gemeinsam das erste Theaterstück geschrieben, stark inspiriert von Václav Havel, der als Dissident im feuchten und kalten Keller der Brauerei in Trutnov im Riesengebirge arbeiten und die schweren Bierfässer rollen musste und über diese Zeit sein bekanntes und vielleicht bestes Theaterstück geschrieben hat: *Audienz*.

Im Alcron gab es schwarzes und helles Bier von Rohozec, billigen Schnaps und zum Essen nur Presssack mit Essig, Zwiebeln und Brot. Wir liebten diesen Ort. Inspiriert von Hrabal und einer seiner Geschichten, fingen wir, als uns das erste Bier serviert wurde, damit an, die Finger in den Bierschaum zu stecken und ein wenig von diesem süßen dicken Bierschaum in unseren Haaren zu verreiben. Wir nannten es Biertaufe. So saßen wir da, mit dem Bier auf den Tischen, mit



dem Bier in den Haaren, mit dem Bier in unseren Seelen, und lasen uns aus den Büchern von Hrabal vor, bis der Wirt, der Engel im weißen Kittel, die Zigarette im Mundwinkel, irgendwann zu uns sagte: »Jungs, packt das Zeug weg, das hier ist eine Kneipe, keine Bibliothek. Sonst gibt es kein Bier mehr.«

Vielleicht war es nicht nur Bohumil Hrabal, sondern auch dieser Bierengel, der mir beigebracht hat, in der Kneipe zu schweigen und nur zuzuhören. Zuzuhören und das Gehörte dann aufzuschreiben. Im Alcron habe ich gelernt, dass man die besten Geschichten im Wirtshaus findet. So wurde mir einmal erzählt, dass man in einem Dorf im Böhmischem Paradies die Kinder in der Kirche mit Bier taufe. Und die Toten mit dem Bier wasche, sozusagen als letzte Ölung. Und dass man den Toten im Sarg auf die letzte Reise zwei, drei Flaschen Bier mitgebe. Als Reiseproviant. Als Gruß ins Jenseits.

Nicht nur meine Mutter, sondern auch mein Vater hat am 8. Juni 1972 ein Bier getrunken. Sogar mehrere Biere. Schwarze Biere der Trauer, weil am Vormittag seine Mutter Růžena begraben wurde, meine Groß-

»VIELLEICHT VERSTECKT SICH EIN GEFÜHL VON HEIMAT IN JEDEM VERTRAUTEN BIERGESCHMACK.«

mutter. Helle Biere der Freude, weil ich da war, sein Sohn. So war und ist das Leben im Böhmisches Paradies. Bis heute spielt das Bier eine zentrale Rolle. Und nicht nur im Böhmisches Paradies, sondern überall in Mitteleuropa. In Prag, München, Bamberg, Köln, Düsseldorf, Linz oder in Wrocław. Wir Mitteleuropäer sind das Bier. Wir sind die Geschichten, die das Bier erzählt und die auch ich in diesem Buch erzählen möchte.

Ein Bier in Appenzell

Dieses Bier hilft gegen Höhenangst. Ich weiß, wovon ich rede. Einmal hat mir das Bier aus Appenzell das Leben gerettet. Seitdem bleibe ich ihm treu und habe es immer im Rucksack, wenn ich mit der Eisenbahn durch die Schweiz fahre. An vielen Bergstrecken fliegen die Schienen waghalsig über hohe Brücken, über Täler und Schluchten. Im Engadin. Am Gotthard. Aber auch in der Ostschweiz. Jeder Zugvogel sollte ein Bier als Erste Hilfe im Rucksack haben.

Die Brauerei, in der das Bier gebraut wird, habe ich zum ersten Mal vom Himmel aus gesehen. Es war im Hochsommer, ich war Anfang zwanzig und arbeitete als Gehilfe in einer alten Dorfbäckerei in einem kleinen Ort auf halber Strecke zwischen St. Gallen und Appenzell. Dort habe ich nicht nur das Brotbacken im Holzofen und den dortigen Dialekt gelernt, sondern mich auch in das Appenzeller Bier verliebt. Der Backstubenbesitzer wiederum liebte nicht nur das Bier und seinen Job, den er als Berufung sah, sondern auch eine besondere Art des Fliegens – das Paragliding. Und er wollte es mir unbedingt beibringen.

So sind wir mit der Schmalspurbahn nach Wasserauen gefahren. Vom Bahnhof ging es mit der Seilbahn auf einen der Gipfel und von dort aus im Flug wieder runter zum Bahnhof. Es war mein erster und ganz bestimmt auch letzter Flug mit einem Gleitschirm. Ein

Tandemflug, wie man sagt, denn ich war nur ein Passagier.

Wenn ich heute mit der Schmalspurbahn der Appenzeller Bahnen von Gossau nach Appenzell und Wasserauen fahre, kann ich noch immer kaum glauben, dass ich es geschafft habe. Aus dem Zugfenster sieht man, was man vom Bieretikett der Appenzeller Brauerei kennt: Berge, Wasser, Wald, Kühe, Hunde, Bauern. Eine ländliche Idylle, die man so auch in Böhmen, Bayern oder Oberösterreich erleben kann. Zumindest in der warmen Jahreszeit, denn manchmal liegt hier schon im Oktober Schnee. Und im Mai auch noch. Doch auch im tiefsten Winter bleibt die Landschaft malerisch. Die Gipfel sind ein wenig höher als bei uns im Riesengebirge, die Felswände steiler und die Täler enger. So wie das Tal in Wasserauen, wo der Zug seine Fahrt in absoluter Ruhe und Abgeschiedenheit beendet.

Außer mir steigt an diesem Tag niemand aus. Der Endbahnhof scheint mir ein wenig kleiner zu sein als damals, die Berge aber viel mächtiger. Schon vor dreißig Jahren habe ich eine Brille getragen. Schon damals war ich ein wenig schwanger. »Bierschwanger« wohlgemerkt, wie man im Böhmisches Paradies sagt – ich hatte einen kleinen böhmischen Bierbauch. Ich weiß noch, wie ich auf dem Berg gezittert habe. Und



wie ich ein Bier trinken musste, bevor wir dann zusammen über eine steile Wiese gerannt sind und sich der Schirm über uns mit der Luft füllte und wir geflogen sind.

»Da ist Appenzell. Und da die Brauerei«, rief mir der Bäckermeister zu und zeigte auf die Stadt.

Nach dem Flug über das Tal, der eine ganze Ewigkeit dauerte, obwohl es vielleicht nur ein paar Minuten waren, musste ich am Bahnhof wieder ein Bier trinken. Ich habe gezittert und gezittert und dachte, dass ich gleich sterben würde. Ich war nicht zu beruhigen. Erst das Bier aus Appenzell hat mir geholfen.

Nach ein paar Minuten, einer Zigarette für den Lokführer und einem Schluck Bier für mich, fährt die Garnitur zurück. In Appenzell kann man in den Zug nach St. Gallen umsteigen. Oder aussteigen, um sich die Brauerei Locher anzuschauen. In den Neunzigern war die Brauerei Locher in Appenzell, gegründet 1810, noch recht klein. Damals war das Bier ein regionales Bier, eine Rarität, eine Besonderheit, so wie das Ofenbrot aus der Bäckerei, in der ich gearbeitet habe, das in ein nobles Zürcher Lokal geliefert wurde. Heute gibt es das Appenzeller Bier überall. Von St. Gallen bis nach Genf und von Basel bis nach Lugano im Tessin.

Der Hopfen und das Malz für das Appenzeller Bier stammen aus Deutschland und der Schweiz, und das Wasser kommt aus den Bergen, die Appenzell umgeben. Aus dem Alpstein, wie dieser Teil der Appenzeller Alpen mit den drei wunderschönen Bergseen heißt. Das Brauwasser kann man in der Brauerei während einer Besichtigung auch verkosten, was nicht in jeder Brauerei möglich ist. So wie das Wasser gut ist, sind auch die Biere gut, die hier gebraut werden. Und auch der Whisky, der hier produziert wird und in Holzfässern aus anderen, nicht mehr existierenden Schweizer Brauereien reift.

Da ich ein Biermensch und kein Schnapsmensch bin, bleibe ich beim Bier. Und das schmeckt in der Brauerei einfach so gut, dass man gleich nachbestellen muss. Die Klassiker sind Quöllfrisch hell und Quöllfrisch



naturtrüb, beide sehr süffig, rund und angenehm herb, ja, fast böhmisch herb, doch auch die Spezialbiere sind vorzüglich. Ganz besonders schmeckt mir mit das würzige, bernsteinfarbene Amberbier, das mit Pilsner Malz und Karamellmalz zubereitet wird. Dazu passen gut die Chips aus Biertreber – das sind Rückstände des Braumalzes –, die man hier verkosten kann.

Exportiert wird das Bier aus Appenzell kaum. Das gilt übrigens für alle Schweizer Biere und auch für die Schweizer Weine. Wenn man Schweizer Bier verkosten möchte, muss man in die Schweiz fahren: Was in der Schweiz gebraut wird, wird auch in der Schweiz getrunken. Oder im Ausland von den »Heimweh-schweizern«.

Dieses Wort lernte ich in der modern eingerichteten Brauereischenke in Appenzell. Die Heimweh-schweizer bestellen das Bier aus Appenzell in die ganze Welt. Diese Form des Bierpatriotismus kenne ich gut aus Franken oder aus Böhmen. Viele Heimwehfranken und Heimwehböhmen, die im Ausland leben, lassen sich ihr Lieblingsbier zuschicken, damit sie im nahen oder fernen Ausland nicht verrückt werden, verloren gehen oder gar vor Kummer eingehen. In Berlin kenne ich einen Heimwehoberösterreicher, der das Leben in der deutschen Hauptstadt ohne Bier aus der Stiftsbrauerei in Aigen-Schlögl nicht ertragen könnte, weil seiner Seele, seinem Magen und seiner Leber das Berliner Bier nicht guttut.

In Berlin habe ich während der Berlinale einen Heimwehisländer kennengelernt, einen Filmemacher, der in Prag Film studiert und sich dort nicht nur in die Filme von Miloš Forman oder Jiří Menzel verliebt hat, sondern auch in das Bier. Und so bezieht er heute sein Bier aus der vermutlich nördlichsten böhmischen Brauerei der Welt. Sie heißt Kaldi und befindet sich nicht in Böhmen, sondern in einem ewig verschneiten Fjord in Island. Die kleine Brauerei ist im hohen Norden zwar von Isländern gegründet worden, doch diese haben sich in Tschechien inspirieren lassen: Sie haben nicht nur die Braurezepte, Pilsner Malz und Saazer Hopfen in ihren Koffer gepackt, sondern gleich auch einen Braumeister nach Island gebracht. Ich muss dem Filmemacher zustimmen, es ist ein wunderbares, rundes Bier. Ich lasse es mir gern mitbringen, wenn mich mein alter Freund aus Island besucht. Ich wäre nie darauf gekommen, dass es nicht aus Böhmen stammt. Und mein Vater, der es einmal verkostet hat, auch nicht. Ihm, einem erfahrenen Biertrinker und Bierkenner, hat übrigens auch das Appenzeller Bier sehr gut geschmeckt. Eine echte Auszeichnung.

Mit Sicherheit gibt es auch Heimwehdüsseldorfer, die in der Welt ohne Schumacher oder Uerige zugrunde gehen würden, oder Heimwehkölner, die ohne Kölsch sterben würden. Heimwehmünchner

haben es leichter, Münchner Bier wie Augustiner oder Paulaner gibt es fast überall auf der Welt.

In Berlin oder in Prag leben sogar Heimwehfranken, die eigentlich keine Franken sind und trotzdem das fränkische Bier lieben und stark an Bierheimweh leiden. Zum Beispiel wenn sie ihr Bier im Goldenen Tiger in Prag trinken, wo das Pilsner Urquell ausgezeichnet schmeckt, wenn sie vom guten fränkischen Bier schwärmen und verträumt auf die Gläser schauen und nicht das Gold des Pilsner Urquells sehen, sondern sich nach dem Rauch des Rauchbiers von Spezial oder Schlenkerla sehnen, nach der »nebeligen Nacht im Glas«, wie ein Freund von mir sagt.

Auch ich leide manchmal an dieser Art Heimweh. Das ist der Grund, warum ich ein altes Auto besitze. Viele glauben, dass ich nur Zug fahre, und das stimmt auch, ich bin ein überzeugter Eisenbahnmensch. Mein Auto, ein uralter weißer Saab 900, ist sozusagen mein Lieferwagen, in dem ich immer Bier aus dem Böhmisches Paradies nach Berlin mitnehme, und zwar nicht nur für mich, sondern auch für meine Freunde und den einen oder anderen Exiltschechen. Einen Kasten Bier kann man mit dem Zug nur schwer transportieren, obwohl ich auch das schon gemacht habe. So wie sicher die einen oder anderen Heimwehsschweizer und Heimwehsschweizerinnen, die sich das Leben im Ausland ohne Bier aus Appenzell nicht vorstellen können. Und sicher auch nicht ohne Appenzeller Käse, der genauso bekannt ist und zum Appenzeller Bier sehr gut passt, je reifer, desto besser. Auch daran muss ich denken, wenn ich in der Appenzeller Brauerei Locher die verschiedenen Biersorten probiere.

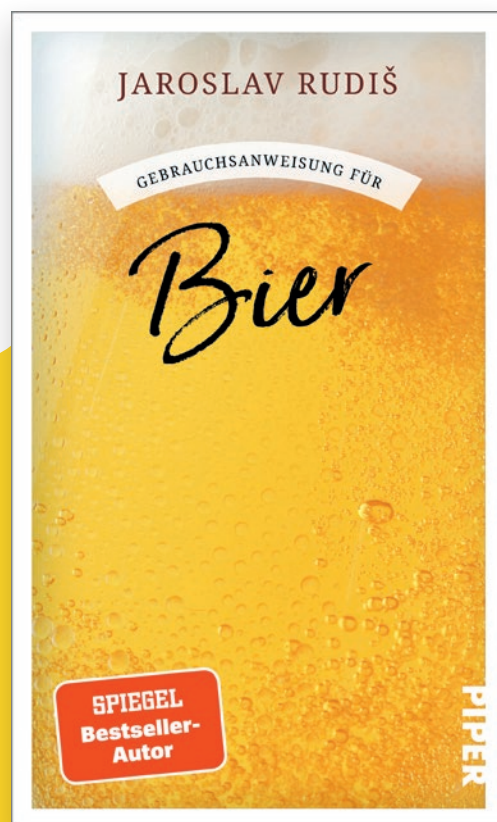
Manuel Stahlberg aus St. Gallen, dessen Musik und Humor ich sehr mag, fragt sich in seinem melancholisch-amüsanten Song »Heimat«, was ohnehin ein viel zu großes Wort ist, ob Heimat wirklich ein Ort sein kann oder nur ein Gefühl. In dem Lied taucht sogar eine steile Zahnradbahn auf, und es wird auch eine »Stange«, ein kleines Glas Bier also, getrunken.

Vielleicht versteckt sich ein Gefühl von Heimat in jedem vertrauten Biergeschmack. In einem Glas Bier aus Böhmen. Aus Franken. Oder aus Appenzell.



LIEBLINGS- KNEIPEN

- »BRŁO« IN BERLIN
- »FRAU KRAUSE« IN LEIPZIG
- »BRAUEREI SCHUMACHER«
IN DÜSSELDORF
- »MANNS BRÄU« IN BAYREUTH
- »STERNLA« UND »SPEZIAL«
IN BAMBERG
- »BUFET« IN MÜNCHEN
- »PÄFFGEN« IN KÖLN
- »V VYSTŘELEŇÝHO OKA«
(»ZUM AUSGESCHOSSENEN
AUGE«) IN PRAG
- »NA PARKÁNU« IN PILSEN
- »MASNÉ KRÁMY«
(»FLEISCHBÄNKE«) IN BUDWEIS
- BAHNHOF SKNEIPE IN JEDLOVÁ
- »CAFÉ BALSAM« IN DANZIG
- »PERRONNORD« IN ST. GALLEN
- »À LA MORT SUBITE«
IN BRÜSSEL
- »BETJEMAN ARMS« IN LONDON



29.
AUG
2025

JAROSLAV RUDIŠ
GEBRAUCHSANWEISUNG FÜR BIER

Flexcover mit Klappen

224 Seiten

Mit farbigem Vor- und Nachsatz

16,00 € (D) 16,50 € (A)

ISBN 978-3-492-27772-3

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)



Die Sturmtochter

FLORENCE WINTER

Alles beginnt mit einem Geheimnis auf einer abgelegenen stürmischen Insel Schottlands. In ihrer fesselnden Reihe *Die Frauen der Inseln* verwebt Florence Winter die Geschichten dreier junger Frauen und ihrer die Zeiten überdauernden Suche nach Wahrheit, Liebe und dem eigenen Weg.

INTERVIEW

Die Orkneys, die Äußeren Hebriden mit St. Kilda, die schottischen Highlands – das sind die Orte in *Die Frauen der Inseln*. Was fasziniert Sie an Schottland und seinen Inseln, die neben den starken Heldinnen in Ihrer neuen Reihe eine Hauptrolle spielen?

Mich fasziniert natürlich die wunderschöne schottische Landschaft. Die Weite der Highlands und des Meeres lässt mich demütig werden. Die Inseln sind rau und schroff, nicht immer ist es gemütlich, sich dort aufzuhalten. Denn bei Sturm oder im Winter wird die Landschaft schnell lebensfeindlich. Manchmal können wochenlang keine Schiffe im Hafen anlegen, und die Insel ist von der Welt abgeschnitten. Und das zeigt uns noch einmal, wie abhängig wir Menschen von der Natur sind. Ich liebe die Einsamkeit Schottlands, die Ruhe, den Wind, die Weite und die mächtige Natur, aber auch die Tier- und Pflanzenwelt.

In *Die Sturmtochter*, gerät Isla Fraser, eine junge Journalistin aus einer reichen Familie, die eigentlich nur ihre verschollene Tante finden möchte, plötzlich in Lebensgefahr. Was zeichnet sie und auch die Heldinnen in den folgenden Romanen, *Die Gezeitentochter* und *Die Wellentochter*, aus? In der Gegenwart und in der Vergangenheitsebene?

Isla ist hartnäckig und gibt nicht auf, wenn sie auf Widerstände trifft. Ganz im Gegenteil, diese motivieren sie sogar, weiter nachzuforschen und unangenehme Fragen zu stellen. Meine Heldinnen sind in der Regel mutig, und sie kämpfen für ihre Ziele. Mich beschäftigt immer wieder die Ungleichheit zwischen Männern und Frauen, die leider auch heute noch zu spüren ist, und die im 19. Jahrhundert noch viel ausgeprägter war. Meine Protagonistinnen müssen sich oft aus Unterdrückungen oder männlicher Gewalt hervorkämpfen, und das schaffen sie nur, wenn sie außergewöhnlich stark und entschlossen sind.

Isla kommt einem sehr düsteren Familiengenheimnis auf die Spur: dem tödlichen Spiel mit

dem Wunsch nach Unsterblichkeit und Reichtum. Wie sind Sie auf diese Idee gekommen?

Durch meine Erfahrungen mit dem Christentum. Unser Wunsch nach Unsterblichkeit, der im religiösen Kontext verstärkt wird, und das Bedürfnis, eine Spur auf der Welt zu hinterlassen, macht uns anfällig für Spiritualität und religiöse Führer. Sie vermitteln uns häufig das Gefühl von Wertigkeit und zu einem Verbund von Menschen dazuzugehören. Viele Menschen sind bereit, für ihren Glauben, der ihnen Sinn und Halt im Leben gibt, der ihnen hilft, mit Ungerechtigkeiten und Verlusten zurechtzukommen, sehr viel zu tun. Manchmal auch rechtlich grenzwertige oder sogar kriminelle Dinge. Dieses Unvermögen, unsere eigene Unwichtigkeit zu akzeptieren, macht uns dafür anfällig, von anderen Menschen ausgenutzt zu werden oder uns zu Dingen anstacheln zu lassen, die wir sonst nie in Erwägung gezogen hätten. Aber um das deutlich zu machen: Diese Anfälligkeit gibt es auch ohne den religiösen Kontext, ich habe sie halt in diesem Zusammenhang erlebt, und eben jene Erfahrungen waren der Ausgangspunkt, diese Geschichte zu entwickeln.

Ihre Romane spielen immer auf zwei Zeitebenen. In welche Zeit würden Sie selbst am liebsten zurückkehren, wenn Sie das könnten?

Manchmal möchte ich gern einen Tag im 19. Jahrhundert verbringen. Aber auf keinen Fall würde ich dort leben wollen, denn wir sprechen über eine Zeit, in der Frauen kaum Rechte hatten. Sie durften nicht vor Gericht ziehen und klagen, das durften nur Männer, sie durften nicht arbeiten oder eigenes Geld besitzen, wenn ihr Mann es nicht erlaubt hat. Eine Scheidung war nicht oder nur für den Mann als Initiator möglich, und dann wurden die Kinder immer den Männern zugesprochen. Eine Frau galt schlichtweg als Besitz des Mannes. Außerdem würde ich in der Kleidung des 19. Jahrhunderts nicht herumlaufen wollen. Das Korsett und die Krinoline waren nicht nur unbequem und ungesund, sie konnten sogar lebensgefährlich werden, wenn diese Reifröcke beispielsweise Feuer fingen und

Frauen nicht schnell genug daraus hervorkamen und bei lebendigem Leib den Flammen zum Opfer fielen. Auf diese Weise hat Oscar Wilde zwei Schwestern verloren. Andere Frauen wiederum ertranken, wenn sie ins Wasser stürzten, weil die Kleidung so schwer war, dass sie sich nicht mehr an die Oberfläche kämpfen konnten.

Ich bin sehr glücklich und dankbar, in der heutigen Zeit zu leben, in einer Demokratie, in der wir als Frauen so viele Rechte haben wie noch nie zuvor (auch wenn hier noch viel nachgebessert werden kann und muss), in der wir lieben dürfen, wen wir lieben wollen, sein dürfen, wer wir sein wollen und in der es ein funktionierendes Sozialsystem gibt.

Sie lieben das Schreiben, das Geschichtenerzählen, haben Sie einmal gesagt. Wie finden Sie Ihre Geschichten?

Geschichten liegen eigentlich überall. Ich habe jeden Tag irgendeine Idee, natürlich schafft es nicht jede in eine Geschichte. Oft sind es Gebäude oder Orte, die mich inspirieren, oder eine Schlagzeile. Hin und wieder bekomme ich aber auch einen Einfall, wenn ich ein Theaterstück sehe oder ein Buch lese. Denn keine Idee entsteht im luftleeren Raum, alles ist irgendwann schon einmal erzählt worden. Die Herausforderung ist es, seine eigene Geschichte zu dem Thema zu finden. Oder ich gehe im Wald spazieren und frage mich plötzlich: Was wäre, wenn ich jetzt eine Leiche finden würde, die, wenn ich mit der Polizei zurückkehre, verschwunden ist? Oder ich habe eine Figur im Kopf, zu der ich dann eine Geschichte entwickle. Die Ansätze und Möglichkeiten, Geschichten zu entdecken und zu erkennen, sind so vielfältig wie die Themen selbst.

Was ist für Sie das Schönste und das Schwierigste am Schreiben?

Das Schönste am Schreiben ist die Selbstbestimmung, dass ich entscheiden kann, was, wann und wo ich schreiben möchte. Ich kann den ganzen Tag mit meinen fünf Hunden zusammen sein, meinen allerliebsten Begleitern. Und ich darf den ganzen Tag das tun, was ich liebe: in Geschichten leben und sie erschaffen. Das Schwierigste am Schreiben ist die Unsicherheit, die das Leben als freie Autorin mit sich bringt.

Viele Autorinnen und Künstlerinnen arbeiten weit unter Mindestlohn, die Gendergaps sind interessanterweise in diesem Bereich besonders ausgeprägt. Das heißt, wir müssen das, was wir tun, wirklich lieben, weil es sonst keinen Sinn ergeben würde. Wohl kaum ein Beamter oder Angestellter würde unter den Bedingungen, unter denen viele von uns arbeiten, seinen Stift auch nur in die Hand nehmen. Kunst und Unterhaltung sind oft die Bereiche, an denen zuerst gespart wird in unserer Gesellschaft, wir haben leider keine sonderlich ausgeprägte Lobby, und deshalb kann ich nur bitten: Kauft Bücher, geht in Theater und Museen, schaut Kinofilme, schätzt Kunsthandwerk ...

Wo kann man Sie antreffen, wenn Sie nicht gerade Schreiben oder über neue Geschichten nachdenken?

Mit meinen Hunden im Wald. Wir wandern jeden Morgen noch vor Sonnenaufgang los und starten mit fünf bis sieben Kilometern in den Tag. Dabei denke ich oft schon über meinen Text nach und habe die besten Ideen. Ansonsten bin ich auch im Theater zu finden, denn zusammen mit meinem Mann habe ich vor vierzehn Jahren ein freies Theater gegründet, wo ich auch selbst auf der Bühne stehe, inszeniere oder Stücke schreibe. Außerdem engagiere ich mich politisch, in der Kommunalpolitik, besonders für Frauenrechte, Tierschutz und Demokratie.

Welche Autorinnen und Autoren haben Sie zum Schreiben inspiriert?

In erster Linie hat mich Agatha Christie zum Schreiben inspiriert. Ihre Romane waren die ersten Erwachsenenbücher, die ich gelesen habe. Sie haben sowohl meine Englandliebe geweckt als auch den Wunsch zu schreiben. Als ich vierzehn Jahre war, habe ich Christies Autobiografie gelesen und darin hat sie geschrieben, dass sie, immer wenn sie sich ein weiteres Herrenhaus kaufen wollte (sie hat Häuser geliebt und sehr viele besessen), einen Krimi geschrieben hat. Das erschien mir damals ein sehr guter Plan, denn auch mich haben schon immer alte Gemäuer fasziniert. Das mit dem Kauf von altherwürdigen Anwesen hat bei mir leider nicht so hingehauen, aber das Schreiben ist das Schönste, was ich mir vorstellen kann.

LESEPROBE

Scotland, Highlands, Loch Achall, Juni 2023

Der Wind fegte über die Hügel, zerrte an Islas Haaren, blähte ihren Mantel auf und brachte den Geruch von Kaminfeuern und Whiskey mit sich. Sie blieb oben auf der Bergkuppe stehen und ließ ihren Blick über die karge Weite schweifen. Hügel in intensiven Braun- und Grüntönen erstreckten sich, so weit das Auge reichte. Dunkel und unergründlich breitete sich unter ihr Loch Achall aus. Hinter ihr im Tal lag Taigh-Mòr-Fraser, das alte Herrenhaus ihrer Familie, und reckte seine drei grauen Türme in den Himmel. Es war das einzige Gebäude, das sie von hier aus sehen konnte, und es war vom Wetter gezeichnet. Der Putz wies zahlreiche Stockflecken auf und platzte an einigen Stellen ab, die Farbe der Fensterrahmen war verblasst, und Moos bedeckte die Dachpfannen. Isla war noch atemlos vom schnellen Aufstieg und strich sich den Schweiß von der Stirn. Früher hätte ihr Großvater das Gebäude längst renovieren lassen, aber auch er wurde immer älter, was sich unter anderem an der Vernachlässigung von Taigh-Mòr-Fraser zeigte. Isla fragte sich, wie lange ihre Großeltern schon nicht mehr in den Highlands gewesen waren, es mussten inzwischen einige Jahre vergangen sein. Dieser schottische Familienbesitz hatte an Bedeutung verloren. Isla ging langsam weiter und folgte dem Pfad, der vom Hügel hinunter zum Seeufer führte. Sie konnte sich an die Weihnachtsfeste im Haus ihrer Großeltern erinnern, wenn sie und ihre Cousinen und Cousins durch die langen Flure gerannt waren oder draußen im Schnee gespielt hatten. Auch so manchen Sommer hatte sie hier verbracht. Doch in den letzten Jahren waren ihre Großeltern über Weihnachten in London geblieben, und die Familie der Frasers hatte sich am Weihnachtsmorgen in ihrem Stadthaus vor dem Kamin versammelt. Inzwischen kamen nur selten Angehörige hier hoch, es war beinahe so, als hätte man dieses Haus vergessen. Islas Onkel hatte sich eine Villa in Wiltshire gebaut, ihre Eltern hatten bereits vor zwanzig Jahren ein Anwesen in Kent gekauft.

Sie strich an den Ginstersträuchern entlang, die am Wegrand wuchsen und ihre Hauptblütezeit bereits hinter sich hatten. Doch es gab noch immer einige der gelben Blätter, die den typischen Duft nach Kokos verströmten. Im Frühjahr roch dieser Teil der Highlands noch stärker danach, und das Gelb der Knospen überzog die Hügel wie ein goldener Schimmer.

Isla folgte dem schmalen Pfad und fühlte sich zum ersten Mal seit Tagen wieder sicher. In Taigh-Mòr-Fraser lebten nur noch die alte Haushälterin Mrs McDonald, die so langsam durch die Gänge schlich, dass Isla immer ein schlechtes Gewissen hatte, wenn sie der Frau Arbeit machte, und Kevin, der Gärtner, der schon hier gelebt hatte, als Isla noch ein kleines Kind gewesen war. An drei Tagen in der Woche kamen zwei Frauen zum Saubermachen. Isla war froh, dass zurzeit außer ihr kein Mitglied der Familie anwesend war, denn sie brauchte Ruhe, um nachzudenken. Außerdem konnte sie so ungestört nach Hinweisen zum Wohnort ihrer Tante suchen. Ihr Blick folgte einem Bussard, der weit über ihr seine Runden drehte. Sie liebte die Einsamkeit hier oben, die im größtmöglichen Gegensatz zu ihrem Londoner Leben stand, das sie heute Morgen noch geführt hatte. Sie verdrängte den Gedanken an ihren fluchtartigen Aufbruch. Noch immer war sie nicht sicher, ob sie nicht übertrieben reagiert hatte.

Fröstelnd strich sie sich über die Arme. Das Wetter hatte offensichtlich vergessen, dass Sommer war, und der feuchte Boden zu ihren Füßen erinnerte daran, wie häufig es in den letzten Tagen geregnet hatte. In Schottland war es oft kälter und regnerischer als im Süden des Vereinigten Königreichs, auch das störte Isla nicht. Vielleicht war auch das ein Grund dafür, dass ihre Familie immer seltener hier heraufkam.

Ein Knacken in der Nähe ließ sie herumfahren. Ihr Herz setzte einen Schlag lang aus, um dann mit doppelter Geschwindigkeit weiterzupochen.

Erschrocken sah sie sich um.

Da war nichts, sie war allein.

Vermutlich war es nur eine Maus oder ein Kaninchen gewesen, das im Gebüsch verschwunden war.



Für all das, was ihr in den letzten Tagen zugestoßen war, gab es vermutlich einfache Erklärungen.

In den Highlands gab es nicht viele Bäume oder Sträucher, hinter denen sich ein Mensch verstecken konnte, und dennoch fühlte sich Isla mit einem Mal unsicher und beobachtet.

Wütend schüttelte sie den Kopf. Sie musste unbedingt damit aufhören, sich verfolgt zu fühlen! Für all das, was ihr in den letzten Tagen zugestoßen war, gab es vermutlich einfache Erklärungen. Wieder dachte sie über die Unglücksfälle nach.

Noch immer zweifelte Isla daran, ob sie richtig gehandelt hatte. Hätte sie doch zur Polizei gehen sollen? Aber was hätten die schon tun können. Es gab keinerlei Beweise dafür, dass absichtlich Löcher in den Bezinschlauch ihres Minis gestochen oder dass sie einen festen Stoß am Bahnsteig von Notting Hill erhalten hatte. Isla war sich ja nicht einmal sicher, ob sie alles richtig interpretiert hatte. Vielleicht waren diese Ereignisse nur Zufälle gewesen? Es war einfach zu ungeheuerlich, sich vorzustellen, dass ihr tatsächlich jemand nach dem Leben trachtete. Und doch ertappte sie sich ständig dabei, wie sie darüber nachdachte, ob sie nicht doch jemanden verärgert hatte. Aber dazu fiel ihr nichts ein, und sie kam immer wieder zu dem Schluss, dass sie nicht wirklich in Gefahr schwebte. Sie durfte sich nicht verrückt machen lassen.

Inzwischen hatte Isla das Seeufer erreicht. Sie beschloss, dem Weg am Loch ein paar hundert Meter zu

folgen, um dann den nächsten Pfad zu nehmen, der zurück nach Taigh-Mòr-Fraser führte. Sie war müde von der Anspannung und der langen Fahrt aus London. Und doch hatte sie noch eine kleine Runde laufen müssen, um den Kopf freizubekommen und die schottische Luft zu atmen.

Sie blieb stehen und schaute über den See. Der Weg führte direkt am Ufer entlang, Loch Achall schlängelte sich zwischen den Bergen hindurch. Die Wasseroberfläche war ruhig, nur gelegentlich schnappte ein Fisch nach Luft und hinterließ wellenartige Kreise. Isla ging die zwei Schritte über die Grasfläche, die den Weg vom Ufer trennte, und hockte sich hin. Dann streckte sie die Hand aus und ließ sie ins Wasser gleiten. Es fühlte sich angenehm kühl an, es war so klar, dass sie die Steine auf dem Grund sehen konnte. Einen Moment verharrte sie, erinnerte sich an die Tage ihrer Kindheit, als sie Stunden am Loch verbracht hatte.

Irgendwann richtete sie sich wieder auf und setzte ihren Spaziergang fort. Die Sonne stand schon tief, es musste inzwischen fast sieben Uhr sein, und Mrs McDonald würde bald das Abendessen fertig haben. Isla seufzte leise, als sie den steilen Aufstieg anging. Sie wünschte, die Haushälterin ließe sich davon überzeugen, dass Isla sich selbst versorgte, aber davon wollte die alte Frau nichts wissen. Selbst das Argument, dass sie in London auch ohne Hausangestellte lebte – Isla war vermutlich das einzige Familienmitglied der Frasers, das auf einen derartigen Luxus verzichtete –, hatte Mrs McDonald nicht umstimmen können. Wenn sie sich nur nicht so abmühen würde! Isla überlegte, wie alt die Frau inzwischen sein musste, aber sie konnte sich nicht erinnern, jemals erfahren zu haben, wann sie geboren worden war. Schon als Isla klein gewesen war, war ihr Mrs McDonald uralte erschienen.

Als sie die niedrige Mauer erreicht hatte, die Taigh-Mòr-Fraser umgab, blieb sie stehen und betrachtete das Haus eine Weile. Es war kein Schloss, dafür war es nicht groß genug, aber es sah einem schlossartigen Anwesen sehr ähnlich. Das Gebäude bestand aus zwei Flügeln, dem nördlichen, in dem der Ballsaal untergebracht war – der aber schon lange nicht mehr als solcher genutzt wurde – und in dessen oberen Etage sich die Hauptschlafzimmer befanden, und dem Ostflügel

mit dem Familienwohnzimmer, in dem die Frasers immer Weihnachten gefeiert hatten, und dem Frühstück- und Esszimmer. Die Wirtschaftsräume, einschließlich der Küche, lagen in einem separaten Zwischenschliff im Innenhof hinter dem Haus. Außerdem gab es drei Türme, einen an jedem Ende der beiden Flügel und einen dritten, mächtigen sechseckigen Turm genau an der Stelle, wo die beiden Gebäudeteile aufeinandertrafen. Im Erdgeschoss dieses mittleren Turms befand sich die Eingangshalle.

Der Nordturm beinhaltete das Arbeitszimmer von Isla Großvater und zwei geheimnisvolle Etagen unter dem Dach, zu denen bereits seit Generationen der Schlüssel fehlte. Da es sich um eine alte und sehr stabile Tür handelte, war das Schloss bisher noch nicht ausgetauscht worden, weil ihre Großeltern sich schwer damit taten, den antiken Schließmechanismus zu ersetzen. Schon seit Jahren wollten die Frasers die gesamte Tür gegen einen anderen austauschen lassen, aber bislang war es, aus ebenjenen sentimentalen Gründen, noch nicht dazu gekommen. Isla mochte den Gedanken an die Geheimnisse, die sich möglicherweise hinter dieser Tür verbargen. Vermutlich befand sich dort nichts als Staub und Gerümpel, aber allein die Spekulationen über den Inhalt der Räume waren aufregend.

Im Ostturm war die Aussicht aus den oberen Zimmern atemberaubend. Doch seit Jahrzehnten waren die Möbel mit Laken abgehängt, niemand nutzte die Zimmer hier noch. Und wenn Isla einmal in den angebauten Turm ging, konnte sie kaum durch die schmutzigen Fenster sehen. Sie hatte es als Kind geliebt, sich in den Türmen mit dem Spielzeug längst vergangener Generationen zu beschäftigen, das alte Schulzimmer zu erkunden oder sich mit Roben und Hüten aus früheren Zeiten zu verkleiden.

Ihr Schlafzimmer befand sich im Mittelturm, gleich über der Eingangshalle. Ursprünglich war es eines der besten Gästezimmer gewesen. Da sie momentan allein in Taigh-Mòr-Fraser wohnte, hatte sie es sich erlaubt, diesen Raum zu beziehen. Jetzt wanderte ihr Blick an der Fassade empor und verharrte am Fenster ihres Zimmers in der ersten Etage. Es stand offen, der Vorhang flatterte im Wind.

Isla stutzte.

Sie hatte das Fenster nicht geöffnet.



01.
AUG
2025

FLORENCE WINTER
DIE STURMTOCHTER

Taschenbuch mit Klappen

432 Seiten

13,00 € (D) 13,40 € (A)

ISBN 978-3-492-32165-5

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

RANSOM RIGGS

SUNDERWORLD DIE BEACHTLICHEN MISSEFOLGE DES LEOPOLD BERRY



SUNDERWORLD – UNERWARTETLICHEN FOLGER DES LEOPOLD BERRY

Dem 17-jährigen Leopold Berry aus Los Angeles passieren merkwürdige Dinge. Als ihm Visionen der TV-Serie »Sunderworld« erscheinen, weiht er seinen besten Freund ein. Sie erkennen, dass Sunderworld viel mehr ist als eine alte Fantasyserie aus den Neunzigerjahren: Die magische Welt ist real und in großer Gefahr! Wurde Leopold auserwählt, Sunderworld zu retten? Nur zu gern würde er beweisen, dass mehr in ihm steckt, als alle denken. Doch seine Rettungsmission für die magische Parallelwelt geht schrecklich schief. Leopolds Misserfolge sind beachtlicher – und viel erfolgreicher –, als er je zu träumen gewagt hätte.

BESTSELLERAUTOR RANSOM RIGGS ÜBER DIE INSPIRATIONSQUELLEN FÜR SEINE NEUE FANTASYSERIE »SUNDERWORLD«:

Ich lasse mich oft von den Orten inspirieren, an denen ich lebe. Meine erste Buchreihe »Die Insel der besonderen Kinder« wurde teilweise von meiner eigenen Kindheit im heißen, stickigen kleinstädtischen Florida inspiriert – dem unmagischsten Ort, den es je gab. Ich bin mit dem Traum aufgewachsen, in ein fantastisches, unheimliches Anderswo zu entkommen und einen Ort zu finden, an dem unmöglich erscheinende Dinge möglich werden. Ohne Zugang zu einem Wurmloch oder einem magischen Kleiderschrank habe ich dieses Anderswo in Büchern entdeckt, insbesondere in Portal-Fantasygeschichten, die die schwülwarmen Vororte um mich herum mit Magie füllten. »Sunderworld« hingegen wurde von meiner Faszination für Los Angeles inspiriert, das seit einigen Jahrzehnten meine Wahlheimat ist. LA ist eine zutiefst eigenartige Stadt und von so offensichtlicher Magie durchzogen, dass sie einen fast mit dem Holzhammer erschlägt. Hier tritt die Magie aus breiten Rissen in den Gehwegen aus, ist zwischen wenig glamourösen Einkaufszentren eingekleimt und versteckt sich direkt in unserem Sichtfeld, wird so sehr Teil der Landschaft, dass sie mit dem Alltäglichen verschmilzt und wir Angelenos sie kaum bemerken. Ich bin 2002 nach LA gezogen, um zur Filmschule zu

gehen (was so nah an eine Zauberschule herankommt, wie ich kommen konnte). Die Stadt fühlte sich riesig und einschüchternd an. In jenen Tagen gab es keine Karten auf dem Handy. Jeder klammerte sich an Straßenkarten und Atlanten aus Papier wie den »Thomas Guide«. Einen davon im Auto zu haben entschied praktisch über Leben und Tod, wenn man sich mal verirrte.

Ich verirrte mich oft.

So bin ich auf allerlei seltsame, potenziell magische Orte gestoßen, und viele davon habe ich in das Anderswo einfließen lassen, das Leopold Berry in »Sunderworld« entdeckt. Clifton's Cafeteria, dieses zerfallende Restaurant aus den 1930er Jahren in einem rauen Teil der Innenstadt, ist ein solches Anderswo. Es war Disneyland, bevor Walt auch nur die Idee für das Magic Kingdom hatte: ein Restaurant im Stil des Redwood Nationalparks mit kleinen chlorierten Bächen, durch die tatsächlich Wasser floss, mit künstlichen Bäumen aus Pfeifenputzern, die die drei Stockwerke hohe Decke berührten, und mit mechanischen Tieren, die aus Büschen auf einen zusprangen und dabei quietschten und kreischten. Als ich darüber stolperte, war es ein brandgefährdeter Schuppen mit knarrender, gruseliger Atmosphäre – und, da war ich



mir sicher, mit geheimen Räumen, geheimen Türen, vielleicht sogar geheimen Welten. In »Sunderworld« ist das wirklich so, und Clifton's wird zu einer Art Portal.

In den späteren Büchern der Reihe um »Die Insel der besonderen Kinder« brachte ich meine Figuren nach Amerika, und mit jedem Band entdecken die besonderen Kinder immer eigenartigere Teile der Vereinigten Staaten. Ich war versucht, eine ihrer Zeitschleifen in Los Angeles zu platzieren – aber als ich letztendlich damit begann, war die Stadt fast *zu* eigenartig für die Serie. Die Bücher brauchten den rauen Zauber von LA nicht. Stattdessen habe ich LA für etwas Besonderes aufgehoben. Für etwas noch eigenartigeres als »Die Insel der besonderen Kinder«. Für »Sunderworld«.

Als Fan von Portal-Fantasy und den vielen Merkwürdigkeiten von LA brauche ich nicht zu sagen, dass es ein großer Spaß war, die Winkel und Ecken meiner Stadt mit einer magischen Welt zu füllen – und während ich die Fortsetzungen schreibe, ist es das immer noch. (Endlich habe ich einen Grund, die 15 Meter hohe Ballerina-Clown-Statue an der Ecke der Main- und Rose Street in einem Roman unterzubringen!) Aber der Teil von »Die beachtlichen Misserfolge des Leopold Berry«, auf den ich am meisten stolz bin,

ist Leopold selbst. Im Kern zeigt »Sunderworld« Leopolds Entwicklung von jemandem, der sich in Fantasygeschichten vor der Realität versteckt, zu jemandem, der sich harten, unangenehmen Fakten direkt stellt.

Mit diesem Buch wollte ich meine Leser:innen an etwas erinnern, woran ich auch mein jüngeres Ich oft erinnern musste: Warte nicht darauf, dass die Welt dich auswählt. Niemand glaubt an Leopold: weder sein Vater noch seine Freunde noch die magisch begabten Bewohner von Sunder, die er auf seiner Reise trifft. Zum Teufel, selbst Leopold glaubt nicht wirklich an Leopold. Aber am Ende muss er seine Fantasie loslassen und die Realität akzeptieren – auch wenn es bedeutet, spektakulär zu scheitern. »Die Insel der besonderen Kinder« war für die besonderen Kinder. Dieser Roman ist für die Normalen, die absolut Durchschnittlichen, diejenigen, die nicht besonders sind. Für den Rest von uns. Denn wenn niemand an dich glaubt, wenn niemand dich erwählt, musst du dich selbst wählen.

Ich hoffe, du verlierst dich in »Sunderworld« genauso gründlich wie ich.

Ransom Riggs

LESEPROBE

Leopold Berry versuchte, den Waschbären im Baum vor dem Fenster zu ignorieren, aber wie so vieles in seinem Leben schien es unmöglich. Der Waschbär saß auf einem Ast, der direkt hinter dem Kopf des Mannes zu sehen war, dem Leopold eigentlich zuhören sollte – ein Mann, der Leopold gerade eine Frage gestellt hatte und die er nicht wirklich gehört hatte. Es schien fast, als wolle der Waschbär ihn absichtlich ablenken. Zweimal war das Tier fast aus dem Baum gefallen, nur um sich nach viel Kratzen und Strampeln wieder auf den Ast zu ziehen. Und gerade jetzt hatte sein Schwanz Feuer gefangen.

Das Naheliegende wäre gewesen, die Aufmerksamkeit seines Vaters und des Berufsberaters auf das brennende Tier zu lenken und zu erklären, warum Leopold in den letzten Minuten so abgelenkt gewesen war. Aber das konnte er natürlich nicht, weil der Schwanz des Waschbären nicht wirklich brannte. Der Waschbär war überhaupt nicht wirklich da. Diese Dinge passierten Leopold manchmal.

Als er zwölf Jahre alt gewesen war, hatte ihm ein Therapeut gesagt, er habe eine hyperaktive Fantasie – dass er seltsame und unmögliche Dinge sah, wenn er sich wünschte, aus seinem Leben zu entfliehen. Er war damals immer wieder von diesen dissoziativen Episoden geplagt worden, aber seit der letzten waren mehrere Jahre vergangen. Dann, vor einer Woche, hatte Leopold eine einzelne, kleine Regenwolke gesehen, die einem gehetzten Obstverkäufer auf einem Gehweg in Hollywood folgte.

In der Woche davor hatte er durch die Windschutzscheibe seines im Verkehr feststeckenden Autos beobachtet, wie ein Mann einen Zahn aus seinem Mund zog und ihn in einen Parkautomaten steckte, woraufhin sich ein Riss im Gehweg öffnete. Mit einem verstohlenen Blick war der Mann in die Öffnung gestiegen, kurz bevor sie sich über seinem Kopf wieder schloss. Aber diese Episoden waren kurz gewesen, und jedes Mal hatte sich Leopold versichert, dass es nichts war, worüber er sich Sorgen machen musste. Wer fantasierte nicht gelegentlich, wenn er im Verkehr feststeckte? Aber jetzt der Waschbär.

Diese Episode dauerte länger als der Mann mit dem Zahn oder der Obstverkäufer, was beunruhigend und im Moment außerordentlich unpraktisch war. Er wünschte sich verzweifelt, dass der Waschbär, der sowieso nicht wirklich da war, einfach verschwinden würde. Dann, mit einem ärgerlichen Schnippen seines brennenden Schwanzes, tat das Tier genau das. Auch bevor der Waschbär aufgetaucht war, war das Treffen nicht gut gelaufen. Leopold versuchte nicht absichtlich, den Mann zu frustrieren, der das Bewerbungsgespräch führte. Der ältere Mann in Golfkleidung hatte anfangs gelächelt, sah jetzt aber so aus, als wünschte er sich auch, woanders zu sein. Noch weniger als den Berater wollte Leopold seinen großen, breitschultrigen Vater Richter verärgern, der neben ihm im Stuhl saß und still vor Wut kochte. Leopold tat wirklich sein Bestes, wenn auch nur, um Richter zu besänftigen, aber er konnte sich nicht konzentrieren. Der graue Anzug, den er tragen musste, war an einigen Stellen zu locker und an anderen zu eng. Er war sich sicher, dass seine blasse Haut knallrot geworden war. Er hatte die meisten der auswendig gelernten Antworten, die sein Vater ihm eingebläut hatte, vergessen, und die, an die er sich erinnerte, klangen aufgesetzt. Und jetzt hatte er sechs Sekunden qualvollen Schweigens verstreichen lassen, während er aus dem Fenster auf einen nicht existierenden Waschbären starrte.

Leopold richtete seine Augen zurück auf den Mann hinter dem Schreibtisch. »Entschuldigung, was haben Sie nochmal gefragt?«

Leopolds Vater grub seine Finger in die Armlehnen seines Stuhls, und das steife Leder knarzte. »Larry ist nur müde«, sagte er durch wasserstoffperoxidweiße Zähne. »Er war so aufgeregt wegen dieses Treffens, dass er letzte Nacht kaum geschlafen hat.«

Larry war ein Spitzname, den Leopold in seiner Kindheit bekommen hatte und den er nie hatte abschütteln können. *Larry Berry*: Es klang wie ein Witz. Die einzige Person, die ihn jemals bei seinem Vornamen Leopold genannt hatte, war seine Mutter gewesen. Und weil es aus dem Mund von anderen seltsam klang,

hatte er sich längst mit Larry abgefunden, einem Namen, der ihn jedes Mal zusammenzucken ließ, wenn er laut ausgesprochen wurde.

Der Mann warf einen Blick auf seine Uhr. Eine E-Gitarre, signiert von den Mitgliedern irgendeiner berühmten Band, war stolz an der Wand ausgestellt. »Kein Grund, nervös zu sein, Larry. Wir führen nur ein freundliches Gespräch.« Er grinste auf eine Art und Weise, die Leopold wohl beruhigen sollte. »Ich habe gefragt, was deine größte Stärke ist? Worin bist du am besten?«

Leopold räusperte sich. Er konnte die Augen seines Vaters spüren, die sich in ihn hineinbohrten. »Nun, ähm, ich denke ...« Er versuchte, eine der Antworten heraufzubeschwören, die er geübt hatte, etwas über Führung und Problemlösung. »... ich weiß nicht so recht?«

»Wenn Sie mich fragen, Mick«, mischte sich sein Vater ein, »Larrys Problem ist, dass er zu viele Stärken hat. Das macht es schwer, sich zu entscheiden, worauf er sich fokussieren soll. Der Berry-Familienfluch!« Er lachte wie ein stotternder Motor.

Der Mann gluckste höflich. »Dann mache ich es einfacher. Wie wäre es, wenn du mir deine drei besten Eigenschaften nennst?«

Leopolds Verstand war leer. Er sah draußen etwas zwischen den Zweigen des Baumes flackern, zwang sich aber, es zu ignorieren. Seine Handflächen begannen zu jucken.

»Larry«, zischte sein Vater. »Kein Grund, bescheiden zu sein.«

»Bin ich nicht.« Leopold rutschte auf seinem Sitz herum. »Ich bin einfach ... nicht der Beste in irgend-etwas.«

Sein Vater machte ein ersticktes Geräusch.

»Nun, ich bin sicher, das stimmt nicht«, sagte der Berater.

Aber es fühlte sich wahr an. Es fühlte sich wahrer an als alles, was Leopold in letzter Zeit laut ausgesprochen hatte. Worin er gut war, waren kleine Dinge, die sein Vater kategorisch für wertlos hielt: an seinem alten Auto werkeln, kleine elektrische Objekte basteln und selbstgemachte Filme aus der Welt einer bestimmten Fantasy-Fernsehserie drehen, die schon vor seiner Geburt abgesetzt worden war. Er schämte sich für diese unscheinbaren Fähigkeiten, also erwähnte er sie nie.

≈

**KEIN
GRUND,
NERVÖS ZU
SEIN,
LARRY.
WIR
FÜHREN
NUR EIN
FREUND-
LICHES
GESPRÄCH.**

Der Mann zwinkerte. »Keine Sorge. Ich bin gut darin, verborgene Talente zu finden.«

»Das hoffe ich sehr«, murmelte Larrys Vater.

Richter Berrys Meinung nach gab es zwei Arten von Menschen auf der Welt: Gewinner und Verlierer. Das hatte er in seinem ersten Buch *Denke wie ein Gewinner* geschrieben. Die Veröffentlichung führte zu seiner Karriere als Erfolgscoach, ein Beruf, der perfekt zu ihm passte, weil er hauptsächlich darin bestand, Leute anzuschreien. Solange er es mit einem Lächeln tat, unterwarf sich eine erstaunliche Anzahl scheinbar gut angepasster Menschen im Namen der Selbstverbesserung bereitwillig Richter Berrys Schimpftiraden, Belästigungen und Herabsetzungen. Ganze Hörsäle voller Leute, die alle für das Privileg bezahlten.

Richter war sehr stolz auf sich selbst und auf seine beiden Stieföhne, Hal und Drake. Hal, Kapitän des Wrestling-Teams seiner High School, und Drake, der sein zweites Jahr an der USC Business School absolvierte, entwickelten sich zu Killern im breitschultrigen Stil ihres Stiefvaters. Aber Richter machte sich Sorgen – hatte sich seit Jahren Sorgen gemacht –, dass sein leiblicher Sohn, ein schlanker, verträumter, schnell abgelenkter Junge ohne erkennbares Talent oder Interesse an irgendetwas Nützlichem ... *nicht* zu einem Gewinner heranwuchs.

Aber Richter gab nicht so schnell auf.

Er konnte ein Versagen in der Familie nicht ertragen, es passte einfach nicht zur Marke. Er hatte seinem Sohn mehrere durchaus gute Optionen für eine zukünftige Karriere geboten: Larry könnte sich an der Juristischen Fakultät einschreiben und Anwalt werden (vorzugsweise im Unternehmensbereich), zur Wirtschaftsschule gehen und dort die Führungslaufbahn einschlagen (Fortune 500, was sonst), oder ein Finanzprogramm absolvieren, das zu privatem Beteiligungskapital oder einer Anstellung als Investment Banker führen würde (idealerweise bei Goldman, obwohl der Junge hoffnungslos im Umgang mit Zahlen war, also schien das am unwahrscheinlichsten von den drei Optionen). Alles, was Larry tun musste, war, eine der drei Karrieren zu wählen, und wie durch Zauberhand hätte er den Segen und die Unterstützung seines Vaters. Richter, der mit einem missbräuchlichen, alkoholkranken Vater und wenig Geld aufgewachsen war, hätte mit siebzehn Jahren alles für eine solche Gelegenheit getan.

Aber der Junge war wie eine Katze: seltsam, faul und fast unmöglich zu erziehen. Seine Mutter war viel zu nachsichtig mit ihm gewesen. Also musste Richter jetzt hart sein, um das zu kompensieren. Denn Larry hatte mehr als deutlich gemacht, dass er niemals selbst hart zu sich sein würde, dass er, wenn er die Gelegenheit hätte, den Rest seines Lebens mit dem Kopf in den Wolken verbringen und absolut nichts erreichen würde. Also hatte Richter, nachdem Larry sich nach unzähligen Vorträgen und Tiraden immer noch nicht für eine Karriere entschieden hatte, die (sehr teuren) Dienste des besten privaten College-Zulassungsberaters in Los Angeles in Anspruch genommen, eines Mannes, der C-Schüler ohne Legacy-Credentials nach Harvard und kriminelle Delinquenten aus No-Name-Familien nach Stanford gebracht hatte. Es war erstaunlich, dass dieser überhaupt die Zeit gefunden hatte, sich mit ihnen zu treffen. Und jetzt, wahrscheinlich nur um Richter zu ärgern, spülte sein Sohn eine goldene Gelegenheit die Toilette hinunter.

»Was ist mit dem Eignungstest?« fragte Richter.

Das kugelsichere Lächeln des Beraters wankte. »War nicht allzu hilfreich, fürchte ich.«

Der Waschbär war zurück auf seinem Ast. Er streckte ein Bein himmelwärts und leckte ernsthaft an seinen Genitalien.

»Larrys Ergebnisse waren ein bisschen ... unschlüssig. Seine Noten zeigen keine besondere Begabung für die eine oder andere akademische Richtung, obwohl das nicht besonders ungewöhnlich ist. Was den Test betrifft, erzielte Larry bei allen Messwerten den perfekten Durchschnitt.« Er sah fast beeindruckt aus. »Habe ich noch nie gesehen.«

»Sie meinen also«, schnaufte Leopolds Vater, »er ist vollkommen durchschnittlich.«

Der Berater zögerte. »Ich denke, solche Ergebnisse zeigen die Grenzen von Tests auf, nicht die Ihres Sohnes. Genau deshalb führen wir mit potenziellen Klienten diese kurzen persönlichen Gespräche.« Das Wort »potenziell« schien in der Luft zu hängen. »Ich kann dir helfen, Larry. Aber zuerst musst du ehrlich zu mir sein.« *Hör auf, mich Larry zu nennen*, dachte Leopold.

Der Berater legte seine Finger unter seinem Kinn zusammen. »Vergessen wir für einen Moment Colleges und Karrieren. Hier ist die wichtigste Frage: Was liebst du? Was ist deine Leidenschaft?«

Leopolds Instinkt sagte ihm, eine auswendig gelernte Antwort zu geben, aber da war eine Aufmerksamkeit in den Augen des Mannes, die ihn aus dem Konzept brachte. Er schien tatsächlich zuzuhören. Leopold konnte sich nicht erinnern, wann ein Erwachsener das das letzte Mal getan hatte. Und so fühlte er sich gezwungen, etwas zu tun, was er fast nie vor seinem Vater tat: die Wahrheit zu sagen.

»Na ja, ich denke, ich könnte gut im Bearbeiten von Filmen sein«, wagte Leopold. Er hatte noch nicht ganz den Mut gefunden, »Regieführen« zu sagen, und Bearbeiten klang wie eine erreichbare, aber dennoch respektable Karriereperspektive.

Der Mann lehnte sich vor und nickte.

»Ich habe darüber nachgedacht, vielleicht ... zur Filmschule zu gehen.«

Sein Vater wedelte mit der Hand durch die Luft. »Wie wirst du diese Kredite zurückzahlen, nachdem du deinen Abschluss gemacht hast? Mit einem Job, bei dem du den Pausentisch mit Snacks bestückst und Kaffee für C-Promis holst? Lass uns nicht die Zeit dieses Mannes verschwenden.«

»Tatsächlich könnte das perfekt sein«, sagte der Berater. »Damit kann ich arbeiten.«

Leopold spürte, wie sich ein kleiner Hoffnungsschimmer in seiner Brust ausbreitete. Als ob sich vielleicht sein ganzes Leben ändern und sich eine Tür öffnen würde, von der er nicht einmal gewusst hatte, dass sie da war.

Und dann sagte der Mann: »Sie sollten über Medienrecht nachdenken. Einige der bestbezahlten Anwälte, die ich kenne, arbeiten für Filmstudios.«

Sofort erfüllte ein Klingeln Leopolds Kopf, und er sah etwas durch das Fenster, das er nicht länger ignorieren konnte: Der Waschbär war jetzt vollständig in Flammen gehüllt, sprang von Ast zu Ast und hatte dabei den Baum in Brand gesetzt. Während sich das Feuer schnell durch das Blätterdach ausbreitete, flatterte ein Schwarm kleiner Vögel, der ebenfalls in Flammen stand, aus den Blättern hervor und flog in den Himmel. Leopold erstarrte, unterdrückte den plötzlichen Drang, in Panik zu geraten. Nicht, weil der Baum brannte – er wusste, dass er es nicht tat –, sondern weil es jetzt nicht mehr zu leugnen war.

Es passiert wieder, dachte er.

Er konnte Sunder sehen.



02.
OKT
2025

RANSOM RIGGS
SUNDERWORLD – DIE BEACHTLICHEN
MISSEFOLGE DES LEOPOLD BERRY

Hardcover mit Schutzumschlag

416 Seiten

22,00 € (D) 22,70 € (A)

ISBN 978-3-492-71001-5

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

DAS GLÜCK BRINGT EINE KATZE

Syou Ishidas wundervoller Roman in fünf Geschichten spielt in der fiktiven Nakagyō-Kokoro-Klinik für die Seele in Kyoto. Kein Navigationsgerät kann Suchenden den Weg dorthin weisen, denn man findet die Klinik nur nach mündlicher Empfehlung und wenn man bereit dafür ist, eine Katze als Medizin verschrieben zu bekommen. Sozusagen Medizin auf samtigen Pfoten. Herzerwärmend, hoffnungsvoll, aufbauend und manchmal zum Nachdenken anregend schildert und feiert die Autorin die magische Verbindung zwischen Tier und Mensch. Dabei trifft sie einige tiefgründige, wenn auch schwierige existenzielle Wahrheiten. Herausgekommen ist ein Roman, der in Japan längst ein Bestseller ist und in mehr als dreißig Ländern erscheint. Eigentlich sollten Ärzte dieses Buch, einen echten Balsam für die Seele, verordnen!



LESEPROBE

Aoba und Kuyuki

Megumi Minamida blieb vor dem Spielplatz an der Kreuzung von Rokkaku- und Fuyachō-Straße stehen und drehte sich um. Auf der anderen Seite der schmalen Straße stand ihre Tochter Aoba und schmolle. Megumi spürte, wie sie das ärgerte, doch sie durfte jetzt nicht die Nerven verlieren. Sie atmete tief ein.

»Aoba, kommst du jetzt bitte? Du stehst den anderen Leuten im Weg!«

Auf ihre müde Aufforderung hin trottete Aoba missmutig zu ihr herüber. Aoba sah mit ihren zehn Jahren noch sehr kindlich aus, und ihr trauriges Gesicht versetzte Megumi einen schmerzhaften Stich. War sie wieder einmal zu hart zu ihrer Tochter? Irgendwie fühlte es sich an, als wäre sie nun die Schuldige. Andererseits waren sie gerade umsonst den ganzen Weg hierhergekommen – und das auf Aobas ewiges Quängeln hin. Megumis Geduld war für heute aufgebraucht. Sie hatten zwar unter der obskuren Adresse, die Aoba von ihrer Freundin erhalten hatte, tatsächlich eine Klinik vorgefunden, aber nicht wirklich die, die sie suchten.

»Aber Lise und Tomomi haben ganz sicher gesagt, dass das Kind einer Freundin der Mutter von Kiko dem Doktor Kokoro ihre Sorgen erzählen konnte.«

»Aber wir waren doch gerade da. Und es war nicht der Doktor, den wir suchten, oder?«

Natürlich war das auch Megumis Schuld. Sie hätte zuhause die Adresse genauer überprüfen sollen. Dennoch konnte sie die Gereiztheit in ihrer Stimme einfach nicht verstecken. Seit ihre Tochter in der vierten Klasse war, kamen die beiden nicht mehr so gut zurecht. Dass Aoba jammerte, wie langweilig die Schule sei und wie kompliziert die Hausaufgaben, war ja vielleicht noch normal, doch in letzter Zeit sah Aoba häufig richtig bedrückt aus. Megumi verstand einfach nicht, warum. Vor ein paar Tagen erzählte Aoba ihr von einem gewissen »Doktor Kokoro«, also einem »Herzensdokter«, der seine Praxis im Stadtteil Nakagyō habe und zu dem sie unbedingt hingehen wolle.

Ein Facharzt für Psychosomatik? Hatten Grundschüler so etwas schon nötig? Skeptisch ging Megumi zunächst gar nicht erst auf das Drängen ihrer Tochter ein. Doch als sie den Müttern aus der Nachbarschaft davon erzählte, meinten diese einstimmig, dass psychologische Behandlungen heutzutage bereits ab dem Kindergartenalter wichtig und vor allem auch das Normalste der Welt seien.

Daher suchten Aoba und sie heute mithilfe ihrer Karten-App auf dem Smartphone diese von einem gewissen Dr. Kokoro Suda geführte Praxis im Stadtteil Nakagyō auf. Doch wie sich herausstellte, war das weder eine Praxis für psychosomatische Belange noch eine Kinderarztpraxis. Es war nicht einmal eine Praxis für Menschen! Als sie die kleine, etwas heruntergekommene Klinik betraten, lag gleich beim Eingang ein großer Hund. Die Wand war voller Fotos, auf denen Tiere und meist noch deren Herrchen oder Frauchen abgebildet waren. Dieser Doktor Kokoro war offensichtlich ein Tierarzt!

»So, Aoba, lass uns heimgehen. Mama muss das Abendessen kochen.«

»Waaas? Aber du hast gesagt, wir suchen die Praxis von Doktor Kokoro! Sie muss hier irgendwo in einer der Straßen sein ...« Aoba verzog beleidigt den Mund.

»Aber wir waren doch gerade in der Praxis von Dr. Kokoro Suda. Die war aber für Tiere!«

»Nein. Es ist ein anderer Ort! Die Praxis ist irgendwo im obersten Stock. Und da ist ein Doktor, der einem zuhört. Lise und Tomomi haben beide einen Doktor, der ihnen gesagt hat, dass sie immer anrufen können, auch wenn ihnen gar nichts fehlt!«

»Ein Doktor, den du immer anrufen kannst.« Megumi lachte seufzend. Das war ja ein großartiger Einfluss, den diese Freundinnen da auf Aoba hatten. Dass psychologische Coaches oder Therapeuten gerade auch bei den Kindern »in« waren, wusste sie von den anderen Müttern. Eine Paukschule besuchen, einem Hobby nachgehen, ein Smartphone bekommen und bei Problemen nicht bei den Eltern oder den Lehrern, sondern gleich beim Profi Rat einholen, ja, das war es, was die Kinder heute wollten! Je

älter Aoba wurde, desto weniger konnte Megumi ihre Tochter verstehen.

»Wenn du etwas auf dem Herzen hast, kannst du es heute nach den Hausaufgaben gern auch mir erzählen.«

»Das sagst du jetzt so! Dabei verstehst du überhaupt gar nichts! Du hörst ja nie zu, wenn ich dir was erzähl!«

Auf diese trotzigte Antwort hin wurde Megumi laut.

»Gut, dann kannst du die Praxis gern allein weitersuchen!«, sagte sie und lief los. Bei der zweiten Querstraße, der Tomikōji-Straße, blieb sie stehen und schaute sich nach Aoba um, welche ein paar Schritte hinter ihr stehen geblieben war. Den Kopf zu Megumi gedreht, deutete sie mit dem Finger auf etwas.

»Mama, Mama!«, rief sie aufgeregt, »da ist eine schmale Gasse!«

»Eine Gasse? Da gibt's keine Gassen, Aoba, ich kenne die Gegend.«

»Doch! Guck doch! Hier!« Aoba stampfte wie ein Kleinkind heftig mit dem Fuß auf den Boden. »Guck doch mal hin!«

»Das ist doch bestimmt ein Parkplatz oder so ... Aoba, wenn das ein Privatgrundstück ist ...« Megumi seufzte. Genervt lief sie die Straße zurück zu ihrer Tochter. Doch ... da war tatsächlich eine Gasse. Ein schmaler, düsterer Weg schlängelte sich zwischen den Häusern hindurch.

»Siehst du? Ich hab nicht gelogen!«, sagte Aoba stolz. Von der Straße her sah die Gasse eher aus, wie ein Spalt zwischen zwei Häusern. Kein Wunder, dass sie Megumi nie aufgefallen war. Sie spähte schweigend hinein. Es schien eine Sackgasse zu sein, an deren Ende ein verkommenes Gebäude stand. Irgendwie unheimlich, dachte Megumi, und blieb wie angewurzelt stehen. Doch Aoba zögerte nicht und rannte voraus.

»Mama, ich suche die Praxis für uns!«

»Moment! Aoba, du gehst mir nicht in dieses komische Gebäude hinein!«

»Aber du hast doch gesagt, ich soll allein suchen!«, gab Aoba zurück, und schwupps war sie durch die Tür des verwahrlosten Gebäudes am Ende der Gasse verschwunden. Schnell eilte ihr Megumi nach.

Die Tür zur Praxis ließ sich nur unerwartet schwer öffnen. Und als ob das nicht schon hinderlich genug



**DAS SAGST
DU JETZT SO!
DABEI VER-
STEHST DU
ÜBERHAUPT
GAR NICHTS!
DU HÖRST JA
NIE ZU, WENN
ICH DIR WAS
ERZÄHL!**



**MEGUMI STAND
DER MUND
OFFEN. AOBA
PLAPPERTE SO
ENERGISCH AUF
DEN ARZT EIN,
MAN KÖNNTE
MEINEN,
SIE WÜRD
IHM VON
IRGENDEINER
ANIME-FOLGE
ERZÄHLEN.**

gewesen wäre, saß am Empfang auch noch eine übel gelaunte Sprechstundenhilfe, die bloß gelangweilt den Blick senkte, als die beiden eintraten. Da es im Sprechzimmer, in das sie geleitet wurden, nur einen einzigen Stuhl gab, blieb Megumi stehen. Es war schon fast fünf Uhr. Wenn sie hier noch lang herumtrödelten, würde Aobas Bruder von der Schule heimkommen und sie wären nicht da. Mitten in der Pubertät hatte er nichts anderes als Essen im Kopf und brachte immer Berge von schmutziger Sportbekleidung nach Hause. Eigentlich hatte Megumi vorgehabt, auf dem Rückweg noch im Supermarkt vorbeizugehen, doch darauf musste sie wohl verzichten. Was war noch im Kühlschrank? Die Vorräte, die sie sich beim Lieferdienst bestellten, waren auch schon aufgebraucht. Tausende Gedanken schwirrten ihr durch den Kopf. Aoba neben ihr strahlte hingegen vor Freude, dass sie es nun doch noch zum gesuchten Doktor geschafft hatten.

»Die Frau von eben war ja so schön, findest du nicht auch?«, rief sie begeistert – sie meinte wohl die Sprechstundenhilfe. »Ich glaube, ich habe sie schon mal gesehen ... nur wo ...? Vielleicht war sie mal im Fernsehen!«

»Aoba, sei still, bitte!«

Megumi schielte einen Augenblick lang streng zu ihr hinüber, worauf ihre Tochter wortlos den Blick senkte. Da zog plötzlich jemand den Vorhang zur Seite, der als Raumtrennung diente. Es war ein junger Mann in Weiß. Noch nie hatte Aoba einen so jungen, sanftmütig aussehenden Arzt gesehen.

»Ohh ... Sie sehen ja gut aus«, meinte sie unverblümt und fröhlich. Megumi schluckte.

»Also, Aoba. So etwas sagt man nicht!«

Schon wieder klangen Megumis Worte sehr schroff, sodass Aoba sogleich wieder den Kopf senkte. Eine Mutter, die vor dem Psychologen ihre Tochter zusammenstaucht ... das hätte sie wohl besser lassen sollen. Heutzutage wurde die kleinste Rüge schon als Kindesmissbrauch abgestempelt. Sie blinzelte prüfend zu dem Arzt.

Dieser lächelte jedoch ruhig.

»Der Stuhl«, sagte er, »der ist für die Patienten gedacht.«

»W...wie bitte?«

»Da muss deine Mama sitzen, weißt du?«

Im ersten Augenblick wusste Megumi nicht, was er meinte, doch dann errötete sie leicht und sagte: »Nein, das stimmt so. Wir sind wegen meiner Tochter hier.«
»Achso? Wegen Ihrer Tochter?« Der Arzt musterte Aoba. »Hm, da scheint aber eigentlich alles in Ordnung zu sein. Wie heißt du denn, meine Schöne? Und wie alt bist du?«

»Ich heiße Aoba Minamida und bin zehn Jahre alt.«

»Gut. Und was fhrt dich heute hierher?«

»Ähm«, Aoba neigte den Kopf zur Seite und ließ ihre Beine wild hin- und herbaumeln. »Also. Es ist etwas in der Schule, das mir ein bisschen Kummer bereitet. Darf ich es Ihnen erzählen?«

»Ja, selbstverständlich. Bitte schön.«

»Also, Herr Doktor, wissen Sie, was Cliques sind? Solche gibt's nämlich in meiner Klasse ...«

»Aoba, bitte ...« Megumi riss entsetzt ihre Augen auf. Was redete sie denn jetzt? »Du kannst doch den Doktor nicht mit so etwas ...«

»Aber das ist doch in Ordnung, Frau Minamida. Hm, eine Clique also. Da hast du dir aber ein schweres Wort gemerkt. Klar, weiß ich, was das ist. Ich bin schließlich ein Doktor. Was ist denn mit diesen Cliques in deiner Klasse?«

»Also: In meiner Klasse gibt es zwei Anfhrerinnen. Und jeder Schüler muss sich entscheiden, ob er in der Clique der einen oder der anderen sein will. Eigentlich habe ich überhaupt keine Lust auf so was. Aber die Regel ist, dass man in eine tiefere Kaste eingestuft wird, wenn man in der schwächeren Clique ist, und deshalb muss ich mich entscheiden. Und jetzt ... weiß ich einfach nicht mehr weiter. Meine Freundinnen Lise und Tomomi reden mit ihrem Arzt darüber, und ich wollte es heute Ihnen erzählen, Herr Doktor.«

Megumi stand der Mund offen. Aoba plapperte so energisch auf den Arzt ein, man könnte meinen, sie würde ihm von irgendeiner Anime-Folge erzählen. Ihrer Tochter schien in letzter Zeit eine schwere Zeit durchzumachen, was Megumi durch ihr trotziges Verhalten ja schon länger aufgefallen war. Wenn dieser Arztbesuch ihr etwas Mut und Freude zurückgab, wäre das ja erfreulich. Doch dass sie jetzt mit einem so belanglosen Thema daherkam, schockierte Megumi.

»Aoba«, unterbrach sie ihre Tochter, »das ist kein Ort, wo man einfach ein bisschen von der Schule erzählt, weißt du? Hierher kommen die Leute, wenn sie etwas

Schweres auf dem Herzen haben oder sich Sorgen um etwas machen. Der Doktor hat bestimmt viel zu tun. Erzähl bitte etwas anderes, ja?«

»Ach, ist doch alles gut, Frau Minamida.« Der Arzt lächelte. »Das mit den Patienten ist ursprünglich sowieso nicht ganz geplant gewesen. Irgendwie hat sich das mit uns hier herumgesprochen, und so trudeln immer wieder mal Leute bei uns ein. Aber der heutige Patient scheint nicht zu kommen. Wir warten schon den ganzen Tag auf ihn ...«

»Der kommt nicht, obwohl er einen Termin hat?«, fragte Aoba.

»Ja, so ist es. Wir warten schon eine ganze Weile. Merkwürdig, nicht? Vielleicht ist ihm die Tür zu schwer, was meinst du?« Der Arzt schob nachdenklich seinen Unterkiefer nach vorn.

Was für ein seltsamer Mann, dachte Megumi. Sprach wie jemand aus dem letzten Jahrhundert, könnte mit seiner lockeren Art aber ein stinknormaler Jugendlicher von nebenan sein. Megumi hatte immer mehr das Gefühl, dass sie hier an der falschen Adresse waren. berhaupt waren Aobas angebliche Sorgen nur leeres Geschwätz.

Auf einmal grinste Aoba sie an. »Du hast doch vorhin auch geschimpft, dass die Tür so schwer ist, Mama!«

»Das musst du jetzt nicht so laut erzählen, Aoba«, zischte sie genervt und zog dabei die Augenbrauen zusammen. Aoba senkte sofort den Kopf. Schon wieder ... Megumi hatte mit ihrem Ton erneut für schlechte Stimmung gesorgt. Sie hielt es hier einfach nicht mehr aus. Sie sollten jetzt wirklich nach Hause gehen. Dort warteten Berge von Arbeit.

»Ich bitte vielmals um Entschuldigung, dass wir Ihnen mit diesem Geplapper ihre kostbare Zeit geraubt haben«, sagte sie zu dem Arzt. »Ich glaube, meine Tochter wollte einfach mal bei Ihnen vorbeischaun. Es gibt an ihrer Schule auch eine psychologische Beratungsstelle. Ich werde diese mal aufsuchen.«

»Das war kein Geplapper!«, sagte Aoba mit einem Schmollmund. »Du nennst das, was ich sage, immer nur Geplapper.«

»Aber es ist doch so. Jetzt steh auf, wir gehen. Mama muss zu Hause noch kochen. Du kannst mir am Abend noch mal von den Kasten und Cliques erzählen, in Ordnung?«

Aber Aoba rührte sich nicht vom Fleck.

»Du hörst mir ja nicht zu! Nie! Warum hörst du mir nie zu, Mama?«

»Ich höre dir doch zu, Aoba. Beim Abendessen höre ich dir immer zu, oder nicht?«

»Du verstehst überhaupt gar nichts! Egal, was ich erzähl, immer sagst du, dass ich selbst schuld bin. Die Sache mit der Clique habe ich dir nämlich schon längst erzählt. Und du hast nur gesagt, ich soll mich mit solch dummem Zeug nicht abgeben. Weißt du nicht mehr?«

»Ja, das ...«

Hatte Aoba ihr das erzählt? Und hatte sie so reagiert? Sie konnte sich nicht mehr daran erinnern. Bei Kindern im Grundschulalter wechselten die Sorgen und Wehwehchen im Tagesrhythmus. Wenn sie den ganzen Tag nichts zu tun hätte, würde sie sich ja auch gern jedem einzelnen Thema annehmen, dem war jedoch leider nicht so.

»Das ist schlecht«, brummte der Arzt und verschränkte dabei seine Arme.

»Die Tür war Ihnen also zu schwer? Das sollte nicht sein. Ich glaube, da muss ich Ihnen eine etwas stärkere Katze verabreichen. Ähm, Chitose? Die Katze bitte!«

Die Sprechstundenhilfe kam hinter dem Vorhang hervor. Sie trug eine Transportbox aus Plastik herein.

»Sind Sie sicher, Herr Doktor, dass ... Ich meine, der angemeldete Patient könnte jeden Augenblick kommen«, sagte sie mit strenger Miene. Sie machte einen verärgerten Eindruck. Doch der Arzt lächelte. Es war ein süßsaures Lächeln.

»Ach, wenn er dann endlich kommt, darf er gern ein Momentchen warten. Er hat uns ja auch eine ganze Weile hängen lassen. Ein kleines Entgegenkommen von seiner Seite dürfen wir wohl erwarten. Richten Sie es ihm so aus, ja?«

»Sie müssen es wissen«, erwiderte die Sprechstundenhilfe kalt, stellte die Box auf den Tisch und ging hinaus. Megumi war brüskiert. Ein solch überhebliches Verhalten gegenüber dem Vorgesetzten ... unfassbar! Zudem hatte sie Aoba und ihr soeben durch die Blume gesagt, dass sie gefälligst schnell den Platz räumen sollten.

»Mama«, sagte Aoba leise, und Megumi dachte schon, dass sie womöglich wieder dasselbe gedacht hatte wie sie. Doch dieses Mal anscheinend nicht.

Aoba zeigte mit dem Finger auf die Tragebox. »Guck mal, da ist eine Katze drin!«

»Eine Katze? Das kann nicht sein, Aoba. Das ist kein Tierarzt hier.«

»Doch! Doch! Schau!«, drängte Aoba und fügte dann leise hinzu: »Glaub mir doch endlich mal ...«

Widerwillig beugte Megumi sich etwas hinunter. Es war eine einfache Box aus Kunststoff, doch durch die netzbespannte Öffnung auf der einen Seite konnte sie etwas Weißes erkennen – das weiße Fell einer Katze, eines Katzenbabys. Die feinen, aufgestellten Härchen ihres Fells standen in alle Richtungen ab. Das hellrosafarbene Näschen war zart, fast durchsichtig. Das einzig Markante waren seine großen, runden Augen. An einem Ohr war in das weiße Fell etwas Schwarz gemischt.

»Yuki«, murmelte Megumi.

»Mama? Kennst du diese Katze etwa?«, fragte Aoba staunend.

Nein ... das kann nicht sein. Yuki ist doch ...

Megumi starrte fassungslos auf die Tragebox mit dem weißen Kätzchen und konnte ihren Blick nicht mehr davon lösen. Wie der weiße Flaum einer Pustelblume. Würde er davonfliegen, wenn sie hineinblies? Es war, als wäre es erst gestern gewesen.

Sie war damals in der dritten Klasse ...

Der Arzt hob die tragbare Plastikbox mit der Katze hoch, drehte sie so um, dass das Netz zu ihm gerichtet war, und öffnete den Reißverschluss.

»Diese Katze hat eine Sofortwirkung«, sagte er und zog das Kätzchen sachte heraus. Mit der einen Hand hielt er es am Unterbauch, mit der anderen drückte er dessen Hinterbeine an seinen Körper. »Halten Sie die Katze am besten so. Und keine Sorge, Sie können sie ruhig schön kräftig festhalten, ihr Körper ist so weich und elastisch, dass es ihr nichts ausmacht. Bitte sehr.«

»Wie bitte?«, zauderte Megumi, doch der Arzt war schon aufgestanden, um ihr die Katze zu übergeben. Er tat dies auf eine so geübte, ruhige Weise, dass es aussah, als würde die Katze regelrecht in Megumis Arme überfließen. Und schon hielt sie sie an ihre Brust gedrückt. Wie unbeholfen das Katzenbaby noch aussah! Gleichzeitig war sein Körper ein bisschen schwerer und robuster, als sie gedacht hatte. Doch das Kätzchen hielt nicht lange still.

Schnell schien es ihm nicht mehr zu behagen, es wurde unruhig und begann wild zu strampeln.

»Oje! Was nun? Sie fällt mir runter!«

»Sie können Sie ruhig etwas fester halten.«

»Haha, das ist leicht gesagt ...«

Die Katze wollte nur noch weg von Megumi. Ihre feinen weißen Härchen waren keine wattigen Pustelblumen. Eher glichen sie Hirseborsten!

»Mama, gib sie mir!« Aoba streckte Megumi die Hände entgegen, doch sie wandte sich sofort ab. Ihre Tochter würde eine derart strampelnde Katze doch nicht halten können.

»Nein, du lässt sie bloß fallen!«

Aber Megumi war langsam am Anschlag. Die Katze balgte inzwischen noch wilder, die Pfoten dabei fest in Megumis Pulli gekrallt.

»Huch!«

Es war geschehen! Durch eine ungünstige Bewegung war das Kätzchen Megumis Griff entwichen und durch ihre Hände durchgeschlüpft ... Und Aoba fing es geschickt auf.

»Halte ich sie richtig so?«, fragte das Kind den Doktor.

»Oh ja, das machst du prima!«, lächelte er.

Aoba blickte auf die kleine Katze in ihrem Arm und strahlte dabei übers ganze Gesicht. »Wie niedlich! Wie ein Baby. Sie ist so winzig. Hoffentlich zerdrücke ich sie nicht«, sagte sie. Doch in ihrem Griff war keine einzige Unsicherheit zu spüren. Sie hielt sie an sich gedrückt, überzeugt, sie nie mehr loszulassen. Das Kätzchen, das sich bis eben noch voller Angst gewunden hatte, guckte nun neugierig zu Aoba hoch und begann mit seinem Zünglein ihre Hand zu lecken.

»Wah, das fühlt sich ja ganz rau an! Mama! Sind Katzenzungen immer so rau?« Als Megumi in Aobas überglücklich strahlendes Gesicht blickte, erschrak sie. Wann hatte sie ihre Tochter zuletzt so gesehen? Es war nicht nur ihr Lachen. Auch die Sicherheit, mit welcher Aoba die Katze im Arm trug, verblüffte sie. Wo sie ihr zuvor Unfähigkeit vorgeworfen hatte, sah sie, dass ihre Tochter die Katze viel geschickter bändigen konnte als sie selbst. Das Kätzchen spürte das und hielt schön still. So oft hatte sie Aoba Dinge verboten, mit der Begründung, dass sie noch ein Kind war, doch dieses Kätzchen hier brauchte nicht Megumi, sondern Aoba.



29.
AUG
2025

SYOU ISHIDA
DAS GLÜCK BRINGT EINE KATZE

Laminierter Pappband

320 Seiten

22,00 € (D) 22,70 € (A)

ISBN 978-3-492-07361-5

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)



TIM SCHREDER JENNIFER SIEGLAR

EINFACH
NICHT
Altern?

INTERVIEW

Wie kam es dazu, dass ihr euch in eurem neuen Buch mit dem Thema Langlebigkeit beschäftigt?

Wir sind als Journalisten grundsätzlich sehr neugierig und versuchen neue Trends zu entdecken und einordnend und kritisch darüber zu berichten. Im Fall von Longevity waren wir aber auch auf persönlicher Ebene angefixt und wollten auch gerne selbst einiges ausprobieren. Wir sind ein Paar mit Altersunterschied. Jennie ist acht Jahre älter als Tim und erst mit 40 Jahren Mutter des gemeinsamen Kindes geworden. In der Kinderwunschzeit hat sie angefangen, sich mit wissenschaftlichen Studien zu Zellverjüngung und Eizellqualität zu beschäftigen und war fasziniert, wie man durch Anpassung des Lebensstils seinen Körper beeinflussen kann. Tim war gleichzeitig dabei seine Gesundheit zu verbessern, da seine Mutter im Jahr 2020 fast verstorben wäre und das Thema Lebensstil in seinen Blickpunkt geriet. Er beschäftigte sich mit Atmung, Eisbaden und Nahrungsergänzungsmitteln und drehte eine ARD-Reportage über Longevity, in der er auch den Pionier der Szene Bryan Johnson traf. Durch all das wurde das Fundament unserer Recherche gelegt.

Was war für euch die verblüffendste und überraschendste Erkenntnis im Recherche- und Arbeitsprozess für dieses Buch?

Wir waren beide erstaunt, wie wenig Einfluss die Gene auf unsere Langlebigkeit und unsere Gesundheit haben. Die meisten Studien gehen von unter 20 Prozent Einfluss der Gene aus. Überraschend war für uns auch, wie weit die Forschung schon ist und wie wenig in der breiten Bevölkerung darüber bekannt ist. Jemand der sehr ungesund lebt, kann, wenn er die in unserem Buch zusammengefassten Maßnahmen zur Langlebigkeit anwendet, sein Leben um 40 gesunde Lebensjahre verlängern. Aber auch jemand, der erst spät im Leben anfängt seinen Lebensstil anzupassen, kann viele gesunde Jahre hinzugewinnen. Besonders spannend fanden wir dabei die Wirkung des einfachsten und

kostengünstigsten Mittels Schlaf und wie einfach es sein kann diesen zu verbessern. Und dass Frauen aufgrund ihres Zyklus und der Wechseljahre anders trainieren und essen sollten, als das die meisten Frauen wissen.

Die ganzen medizinischen Behandlungen, Supplements, Arztbesuche und kostspielige Therapien, die mit Longevity verknüpft sind, sind sehr aufwändig und in vielen Fällen nur reichen Menschen vorbehalten. Was ist also für uns alle davon umsetzbar?

Vieles, was der Gesundheit zugutekommt, ist absolut kostenlos, wie Bewegung, Schlaf, oder das Pflegen von Freundschaften. Auch eine Anpassung der Ernährung muss nicht teuer sein und das Reduzieren oder Einstellen von Rauchen und Alkohol trinken spart sogar Geld. Die meisten Lebensstil-Änderungen, die richtig viel bringen und die wir in unserem Buch beschreiben, sind nicht teuer oder sogar kostenlos. Aber klar: allein die Zeit zu haben, um sich mit solchen Themen zu beschäftigen, ist ein Privileg und wer es mit Nahrungsergänzungsmitteln und Smartwatches auf die Spitze treiben will, kann viel Geld für seine Langlebigkeit ausgeben.

Gibt es Dinge, die jeder und jede von uns sofort umsetzen kann, um länger gesünder zu leben?

Ja, und zwar sofort und unfassbar einfach.

Und abschließend, was würdet ihr sagen, ist es so »einfach« länger zu leben?

Ja und nein. Ja, weil es sehr viele Maßnahmen gibt, die man ergreifen kann und nein, weil einem einiges davon schwerfallen kann. Wir können aber aus eigener Erfahrung sagen: Wenn man die Änderungen erstmal in seinen Alltag integriert hat, merkt man schnell wie viel besser es einem geht. Denn es geht bei Longevity nicht nur um ein längeres Leben, sondern auch um ein angenehmeres Leben im Hier und Jetzt.

FÜNF ÜBERRASCHENDE ERKENNTNISSE AUS DER RECHERCHE



1

EINE STUNDE SPORT KANN VIER STUNDEN LEBEN SCHENKEN.

Wer sich regelmäßig bewegt, verlängert seine Lebenserwartung – und das Verhältnis ist beeindruckend: Eine Stunde moderates Training bringt bis zu vier Stunden zusätzliche Lebenszeit.

WER AUF RAUCHEN UND ALKOHOL VERZICHTET, KANN BIS ZU 20 JAHRE LÄNGER LEBEN.

Studien zeigen, dass Menschen, die sowohl das Rauchen aufgeben als auch ihren Alkoholkonsum stark reduzieren oder ganz einstellen, ihre Lebenserwartung verlängern können. Wer mit 40 aufhört zu rauchen, gewinnt im Schnitt noch neun Jahre Lebenszeit zurück und auch der Verzicht auf regelmäßigen Alkoholkonsum bringt im Schnitt zwei bis vier zusätzliche Jahre.

3

SCHLAFMANGEL MACHT BIOLOGISCH ÄLTER.

Wer dauerhaft weniger als sechs Stunden pro Nacht schläft, kann bis zu fünf Jahre schneller altern. Guter Schlaf dagegen hält nicht nur das Gehirn jung, sondern kann auch das Immunsystem um Jahrzehnte verjüngen.

2



4

DER WECHSEL ZUR MEDITERRANEN ERNÄHRUNG KANNT DAS LEBEN UM BIS ZU 13 JAHRE VERLÄNGERN.

Menschen, die von einer typisch westlichen Ernährung auf eine mediterrane Ernährung umstellen – reich an Gemüse, Obst, Nüssen und gesunden Fetten – können ihre Lebenserwartung um bis zu 13 Jahre verlängern.



DEINE GENE BESTIMMEN NUR ZU ETWA 15 % WIE SCHNELL DU ALTERST – DEN REST HAST DU SELBST IN DER HAND.

Der Mythos, dass »es eh die Gene sind«, ist falsch. Rund 85% deiner Gesundheit und Lebensdauer hängen von deinem Verhalten ab – Ernährung, Sport, Schlaf und Stressbewältigung spielen eine entscheidende Rolle

5



02. OKT 2025

JENNIFER SIEGLAR, TIM SCHREDER
EINFACH NICHT ALTERN?

Klappenbroschur

288 Seiten

17,00 € (D) 17,50 € (A)

ISBN 978-3-492-06628-0

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

NEU DENKEN GEDENKEN

WIE SICH UNSER ERINNERN AN DEN
HOLOCAUST VERÄNDERN MUSS



SUSANNE SIEGERT

Liebe:r Leser:in,

bisherige Bücher über Erinnerungskultur zu Nazi-Verbrechen wurden zurecht vor allem von jüdischen Autor:innen geschrieben, also Angehörigen ehemaliger Verfolgtengruppen, oder von renommierten Historiker:innen. Auf jeden Fall nicht unbedingt von einer 32-jährigen Journalistin und vor allem Content-Creatorin, deren Uropas in der Wehrmacht gekämpft haben; von jemandem, der unweit eines der größten Außenlager des KZ Dachau aufgewachsen ist und trotzdem erst nach dem Abitur von dessen Existenz erfuhr.

Aber ich habe genau deshalb entschieden, dieses Buch zu schreiben. Auch als Appell an andere fellow Nazi-Nachfahren, über ihre Rolle in der Erinnerungskultur nachzudenken – beziehungsweise in der »Gedenkarbeit«, ein Begriff den ich bevorzuge. Einerseits weil unsere Auseinandersetzung mit Nazi-Verbrechen ohne Zeitzeug:innen eine andere sein wird und es hilfreich ist, das auch mit neuen Begriffen zu kennzeichnen. Und andererseits wird es tatsächlich auch Arbeit werden, bisherige Muster des sogenannten »Gedächtnistheaters« (ein Begriff des jüdischen Soziologen Y. Michal Bodemann) zu hinterfragen und aufzubrechen – das heißt Gedenken neu denken, so auch der Titel meines Buches, also: Widerstand nicht mehr nur in den Figuren von Sophie Scholl und Claus Schenk Graf von Stauffenberg zu thematisieren, sondern auch über jüdischen, queeren und muslimischen Widerstand zu sprechen. Die Erwartung abzulegen, dass wir in der Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus ein Heilmittel gegen aktuellen Rechtsextremismus finden werden. Orte wie das KZ-Außenlager Mühldorfer Hart, so der Name des Lagers in meiner Heimat, ins Bewusstsein zu rücken, anstatt den Blick in die Ferne nach Auschwitz schweifen zu lassen. Und unbequeme Fragen zuzulassen, wenn es um Täterschaft in der eigenen Familienbiografie geht.

Dieses Buch zu schreiben war weit außerhalb meiner Komfortzone und ich freue mich schon, es mit dir zu teilen. Ich hoffe, dass es auch dich inspirieren wird, über neue Wege des Gedenkens nachzudenken und die Vergangenheit als Verantwortung fürs Heute zu begreifen.

Susi

LESEPROBE

Am 12. März 2020 besuchte ich, damals 28, das ehemalige Gelände des KZ-Außenlagers Mühldorfer Hart zum ersten Mal, eines der ehemals größten Außenlager des KZ Dachau. In Gummistiefeln watete ich mit meinen Eltern durch den Frühjahrs-Matsch der Waldwege, teils dieselben Wege, die auch die Häftlinge des Lagers entlang getrieben wurden, von ihren Unterkünften zum Arbeitseinsatz. Bis heute erscheint es mir absurd, dass ich bereits in ein anderes Land geflogen war, um das Auschwitz Memorial zu besuchen, aber das KZ-Außenlager Mühldorfer Hart nur aus oberflächlichen Erzählungen und Berichten aus der Lokalpresse kannte, bis ich 28 Jahre alt war. Obwohl es nur 25 Kilometer entfernt lag, sowohl von meinem Elternhaus als auch meiner Schule. Im Unterricht dort — ich habe ein bayerisches Gymnasium besucht — spielte das KZ-Außenlager Mühldorfer Hart trotzdem gar keine Rolle. Vielleicht war im Lehrplan keine Zeit vorgesehen, sich mit einem weiteren Lager zu beschäftigen; oder die Lehrkräfte wussten selbst als »Zugezogene« nichts oder zu wenig über den Ort im Nachbarlandkreis. Die ehrenamtlichen Mitglieder des Vereins Für das Erinnern hatten und haben nicht die Kapazitäten, nach aktuellen pädagogischen Standards Führungen für alle Schulklassen in der Region anzubieten; immerhin können Lehrkräfte mit ihren Klassen mittlerweile die Ausstellung Der Landkreis Mühldorf im Nationalsozialismus im Museum Mühldorf besuchen, die 2015 eröffnet wurde – als ich schon vier Jahre aus der Schule raus war und mittlerweile 500 Kilometer entfernt in Leipzig lebte.

Dass ich mich erst so spät mit dem KZ-Außenlager Mühldorfer Hart beschäftigt habe, hat aber bestimmt auch damit etwas zu tun, dass wir den Finger nicht in der Wunde »vor Ort« legen wollen. Sondern lieber bei den Verbrechensorten anfangen, die in der Komfortzone einer langen Anreise oder vielleicht sogar einer anderen Sprache liegen. So wie wir uns scheuen, eigene Familienangehörige als Täter:innen zu bezeichnen, aber jede Hitler-Doku auf N24 kennen, beschäftigen wir uns gerne mit Verbrechensorten »ganz weit weg«

und blenden dabei die unscheinbaren Orte ehemaliger Nazi-Verbrechen in der eigenen Umgebung aus. Wir besuchen Auschwitz, machen die Guided Tour durchs Stammlager, Kopfschütteln über die anderen Tourist:innen, die trotz Verbotsschilder Fotos in der ehemaligen Gaskammer machen oder von den hinter Glas ausgestellten Schuhen, Koffern und Haaren der Gefangenen. Dann mit dem Bus in wenigen Minuten nach Auschwitz-Birkenau, hier noch das obligatorische Foto der »Rampe«, wo noch einer der Viehwaggons steht, in denen die Häftlinge ins Lager gebracht wurden. Eine trügerische Exotik umgibt diesen Ort – wie alle Vernichtungslager außerhalb der deutschen Grenzen – weil er außerhalb unseres Alltags und »Territoriums« liegt und schon durch die polnische Sprache, Kultur und gegebenenfalls ungewohnten Geschichtsnarrative als »anderswo« wahrgenommen wird. Obwohl Auschwitz natürlich das Symbol für deutsche Verbrechen ist. Diese Verbrechen fühlen sich aber verdammt weit weg an, sobald man zuhause in Deutschland wieder die eigene Haustüre aufschließt.

Selbst der Besuch der KZ-Gedenkstätte Buchenwald in Thüringen fühlte sich für mich, als Person, die in Oberbayern geboren und sozialisiert wurde, »exotisch« an: Die Betonung von kommunistischen Gegner:innen des NS-Regimes oder die Aufarbeitung der NS-Geschichte in der DDR waren nie Teil der westdeutschen Perspektive gewesen, die mir vermittelt wurde.

Das KZ-Außenlager Mühldorfer Hart hat diese historische Distanz überwunden und wurde für mich zur Mahnung, dass der Holocaust nicht »woanders« passiert ist, sondern unter anderem auch genau dort, wo ich lebte; an einem Ort, den ich bis dahin als Umsteigebahnhof auf dem Weg zu meinen Eltern kannte und als Sehnsuchtsort in der Oberstufe. Ihn im Kontext von Massenvernichtung kennenzulernen, hat für mich einen ganz neuen Zugang zum Thema »NS-Verbrechen« geschaffen. Dieser Teil der Geschichte existierte ab dann nicht nur in Büchern und Museen, sondern durchdringt meine Lebensrealität, berührt

ICH MÖCHTE
JEDEN UND
JEDE ERMU-
TIGEN, AUCH
ANZUFANGEN,
ZUR EIGENEN
REGION ZU RE-
CHERCHIEREN,
UNTER ANDE-
REM IN DEN
ZAHLREICHEN
ONLINE-
ARCHIVEN, DIE
UNS ALLEN
ZUR VERFÜ-
GUNG STEHEN.

meine Biografie, an so viel mehr Stellen, als ich es jemals gedacht hätte.

Seit ich mich intensiver mit dem KZ-Außenlager Mühldorfer Hart beschäftige, habe ich oft an die 15-jährige Susanne zurückgedacht und mich gefragt, mit welchen Gedanken ich »damals«, als Schülerin, das ehemalige Lagergelände verlassen hätte, das für mich bis heute schwer lesbar bleibt. Was, wenn wir in der 9. Klasse statt nach Dachau eine Exkursion nach Mühldorf gemacht hätten? Wahrscheinlich hätte ich auch da schon den Bruch zu meinen Vorstellungen festgestellt, wie ein ehemaliges KZ auszusehen hat. Ohne (nachgebaute) Baracken und Wachtürme, ohne verrosteten Stacheldrahtzaun, auch wenn man Teile davon im Museum Mühldorf anschauen kann. Dafür auch ohne die hohe emotionale Erwartung, die man an Auschwitz, Buchenwald oder Dachau hat. Denn große Gedenkstätten geben den Besuchenden oft eine klare Struktur: ankommen, Schock erleben, etwas lernen, den Ort (vermeintlich) als besseren Menschen verlassen. Sie sind nicht nur historische Lernorte, sondern vor allem Orte geworden, von denen wir erwarten, dass sie zu unserer Persönlichkeitsbildung beitragen und uns konkret »vor antidemokratischen oder menschenfeindlichen Einstellungen schützen.«i Nur: Das »verlernen« Gedenkort, große und kleine, einem natürlich nicht, egal wie viele Genickschussanlagen, Galgen und andere Folterinstrumente sie ausstellen. Man verlässt sie mit dem, was man reingetragen hat, also im Zweifel auch mit politischer Intoleranz, Diskriminierung oder Antisemitismus. Wie absurd diese Erwartung überhaupt ist, fasst Jan Philipp Reemtsma in seinem Beitrag Wozu Gedenkstätten? treffend zusammen:

»Man sollte nicht vergessen, dass man in den Gedenkstätten den Besuchern das Einzige vorführt, was im Nationalsozialismus verlässlich geklappt hat: das systematische Quälen und Ermorden von Menschen. Warum eigentlich sollte jemand, der Spaß daran findet, Menschen zu quälen, solche Orte nicht attraktiv finden?«

Im ehemaligen Lagergelände im Mühldorfer Hart gibt es stattdessen Wald-Idylle und Menschen, die sie genießen, mit Hunden, Kinderwägen und Nordic

Walking Stöcken. Dazwischen als stiller Zeuge der abstrakte Betonkoloss an der ehemaligen Hauptbaustelle, wo Häftlinge gezwungen wurden, eine unterirdische Flugzeugfabrik zu errichten. Und an einer Stelle, wo Häftlinge untergebracht waren, auffallend symmetrische Mulden im moosigen Waldboden. Es sind Relikte der sogenannten »Erdhütten«, halb in die Erde gegrabene Holzhütten, in denen die Häftlinge des Lagers schlafen mussten. In der Zwischenzeit habe ich diese Mulden mit Bedeutung gefüllt, durch Recherchen, bei denen ich auf stundenlange Interviews von Überlebenden gestoßen bin und Gerichtsprotokolle, in denen sie von den symmetrischen Mulden erzählen, als die noch Erdhütten waren.

Ich möchte jeden und jede ermutigen, auch anzufangen, zur eigenen Region zu recherchieren, unter anderem in den zahlreichen Online-Archiven, die uns allen zur Verfügung stehen. Diese Erwähnungen unserer Heimatorte auf Originaldokumenten, in Prozessprotokollen oder Zeitzeugen-Interviews bleiben selbst dann bestehen, wenn sich Städte und Gemeinden in der Zwischenzeit entschieden haben, über den Teil der Geschichte zu schweigen oder neue Ortschaften auf ehemalige Lagergelände zu bauen. Nur indem man diese Orte in die Erinnerungskultur einbezieht und den Blick auch fernab der großen Gedenkstätten richtet, erkennt man das vollständige Bild und die flächendeckende, systematische Natur der NS-Verbrechen. Es ist die Verantwortung der ehemaligen Tätergesellschaft als Akteur:innen der Gedenkarbeit, nicht nur auf die Frage antworten zu können, was die Rolle der eigenen Angehörigen in der NS-Zeit war, sondern auch sagen zu können: »Wie war das eigentlich mit den Nazis vor deiner Haustüre?«



31.
OKT
2025

SUSANNE SIEBERT
GEDENKEN NEU DENKEN

Klappenbroschur

256 Seiten

18,00 € (D) 18,50 € (A)

ISBN 978-3-492-06545-0

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

120

GABY HAUPTMANN
30. VERLAGSJUBILÄUM



174

WOCHEN AUF DEN
BESTSELLERLISTEN

MEHR ALS

8,8

MIO EXEMPLARE VERKAUFT

ÜBER

9.400

SEITEN VERÖFFENTLICHT

MEHR ALS

1.000

LESUNGEN

INSGESAMT

31

BÜCHER BEI PIPER PUBLIZIERT

ÜBER

45

BUCHMESSEN IN LEIPZIG UND
FRANKFURT BESUCHT

CA.

9.000

LESERBRIEFE BEANTWORTET



GABY HAUPTMANN FEIERT IHR 30. VERLAGSJUBILÄUM. ZU DIESEM ANLASS STELLTE SIE SICH EINIGEN FRAGEN IHRES LANGJÄHRIGEN LEKTORS

Liebe Gaby, das dreißigjährige Verlagsjubiläum zu feiern ist eine bemerkenswerte Sache – und wir alle gratulieren Dir dazu aus tiefstem Herzen. Danke, dass Du uns so lange die Treue gehalten hast. Wie fühlt es sich an, so viele Erfolge gemeinsam gefeiert zu haben?

Es ist jedes Mal neu, denn es ist niemals selbstverständlich. Aber selbstverständlich ist, dass wir alle gemeinsam Kraft und Hoffnung hineingesteckt haben, und wenn es ein Erfolg geworden ist, dann gehört dieser Erfolg auch allen, die daran mitgearbeitet haben. So gesehen ist es wie auf dem Fußballplatz: Einer alleine wird die Champions League nicht gewinnen!



Gaby Hauptmann ca. 1998 mit dem damaligen Kaufmann Hartmut Jedicke (l.) und ihrem ersten Verleger Viktor Niemann (r.)

Worin liegt für Dich Dein Schlüssel zu Deinem großen Erfolg?

Dass ich ihn nicht erzwingen wollte, er ist einfach zu mir gekommen. Als ich 1995 mit meinem ersten Roman »Suche impotenten Mann fürs Leben« gleich auf Anhieb einen so großen Erfolg hatte, dachte ich bei jedem nächsten Buch: Wenn es nichts wird, kann ich ja wieder meine Filme machen, denn damals drehte ich Filme für die HR-Unterhaltung und Dokumentationen für das SWR-Fernsehen – und diesen Drehs

gehörte meine Leidenschaft. So sind die Bücher wie treue Hunde an der langen Leine hinter mir hergelaufen. Hätte ich die Leine verkürzt, wäre der Erfolg vielleicht ausgeblieben.

Es ist seit langem eine schöne Tradition, dass Du mit allen, die Deine Bücher im Haus betreuen, zusammen Nikolaus feierst. Würdest Du sagen, dass die persönliche Nähe zum Verlag für Dich eine der wichtigsten Voraussetzungen für die lange Zusammenarbeit ist?

Ich bin nach meinem ersten Buch einfach davon ausgegangen, dass es ganz normal ist, sich am Jahresende bei den Menschen, die mit und für einen gearbeitet haben, gebührend zu bedanken. So kaufte ich also 15 schöne Ritzenhoff-Gläser in verschiedenen Designs und bedankte mich im Verlegerzimmer reihum bei allen Mitarbeitern. Damit, dachte ich, sei die Angelegenheit abgeschlossen und ich würde wieder zu meinen Filmen zurückkehren.

Da mich der Verlag aber um ein weiteres Buch bat, schrieb ich einfach noch eines. Und auch das, »Nur ein toter Mann ist ein guter Mann«, erreichte nicht nur meine deutschen Leserinnen, sondern wurde erneut ein Weltbestseller. So rückte ich 1996 erneut zu »Nikolausi« mit Geschenken in München an – und dies geschieht nun seit mittlerweile 30 Jahren.

In all den Jahren: Was war für Dich der schönste Moment, welcher der skurrilste?

Schöne Momente gab es unfassbar viele, denn mit den ersten beiden Büchern bin ich ja um die Welt gereist. Und jedes Mal ist es ein schöner Moment, wenn ich das neue Buch in den Händen halte. Und auch die Reaktionen der Leser und Leserinnen sind immer wieder schön – besonders aber die der Frau, die nach einer Lesung als Letzte zu mir an den Büchertisch kam.



Gaby Hauptmann mit ihrem Partner, der Veranstaltungsreferentin Steffi Frühauf (l.) und Presseleiterin Kerstin Beaujean (r.)

»Ich muss mich bei Ihnen bedanken«, sagte sie.

»Nein, ich muss mich bei Ihnen bedanken, dass Sie gekommen sind.«

»Nein, es ist nämlich so: Ich habe Krebs und hatte mich eigentlich aufgegeben. Da brachte mir mein Sohn Ihr Buch »Nur ein toter Mann ist ein guter Mann«. Als ich das gelesen hatte, sagte ich mir: Was diese Ursula kann, kann ich auch. Es hat mir unheimlich viel Mut gemacht und Kraft gegeben – und seither kämpfe ich.«

Dies war ein ganz besonderer Moment für mich.

Skurril war, als ich auf der sandigen Strandpromenade in Ribnitz-Damgarten ausgerutscht bin und mir den Fußspann aufgerissen haben. Abends in Braunschweig konnte ich nur noch mit Klavierschemel unter dem Bein lesen, denn der Fuß war unglaublich angeschwollen. In derselben Nacht, meine damals kleine Tochter war mit dabei, fuhr ich 600 Kilometer zu meinem Arzt nach Bad Saulgau. Den pochenden und immer weiter anschwellenden Fuß hatte ich auf den Beifahrersitz gelegt, anders hielt ich es nicht mehr aus, Gas und Bremse war dank meiner Automatik mit dem linken Fuß möglich. Am nächsten Tag besah sich mein Freund und Arzt das mittlerweile monströs angeschwollene Bein. Er rieb sich nachdenklich den Kopf, als ich sagte: »In drei Tagen muss ich wieder in einen High-Heel passen, dann feiern wir nämlich im Verlag das 500.000 Exemplar vom »Impotenten Mann!« Und so war es dann auch.

Nach vielen Jahren hast Du zuletzt auch den Bodensee, an dem Du zu Hause bist, als Schauplatz entdeckt. Wovon erzählst Du in Deinem neuen Roman?

Vielleicht wandele ich da auf den Spuren meines Vaters. Wir waren als Kinder auf den endlosen Wanderungen zu irgendwelchen Ruinen meist dabei, vor allem, weil wir anschließend jedes Mal in einem Gasthof einkehrten.

Gerade weil mein Vater so ein Geschichtsmensch war, habe ich mich für historische Stoffe wenig interessiert, bis ich über Anna gestolpert bin, von der es einfach nur vier Anhaltspunkte gab. Geboren und aufgewachsen auf dem »Hofgut Kraftstein«, erste Arbeitsstelle in Steckborn, den Fabrikarbeiter August in Steckborn geheiratet, mit ihm gemeinsam 1922 den einhundert Jahre alten Gasthof Hirschen gekauft. Nun war meine Neugierde geweckt. Anna hat mit 13 Jahren ihr Elternhaus verlassen und tauchte dann im 70 Kilometer entfernten Steckborn am schweizerischen Bodenseeufener wieder auf. Wie konnte das sein? Ich recherchierte und fand vier Historiker, die mich in den jeweiligen Bereichen – also Heimat, Schaffhausen, Steckborn und das Hesse-Museum, da sie Hermann Hesse trifft – unterstützen konnten. Und so erweckte ich Anna wieder zum Leben.

Welchen Rat würdest Du Autor:innen geben, die am Anfang ihrer Karriere stehen?

Auf ihren Bauch hören. Also nicht immer alles glauben, was einem da von außen eingeredet wird. Entscheidend ist das Bauchgefühl – man muss sich einfach wohlfühlen mit dem, was man tut.



Gaby Hauptmann mit ihren Leser:innen auf der Leipziger Buchmesse 2024



02. OKT 2025

GABY HAUPTMANN
WENN ICH TANZEN WILL

Paperback

416 Seiten

17,00 € (D) 17,50 € (A)

ISBN 978-3-492-06517-7

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

D.C. ODESZA
GOLDEN BLOOD –
A DEAL WITH DARKNESS
31.10.2025
Klappenbroschur
352 Seiten
17,00€ (D) 17,50€ (A)
ISBN 978-3-492-06931-1

Bestsellerautorin

Mafia

Morally
grey



Dark
Romance

Reverse
Harem-Trope

Spicy

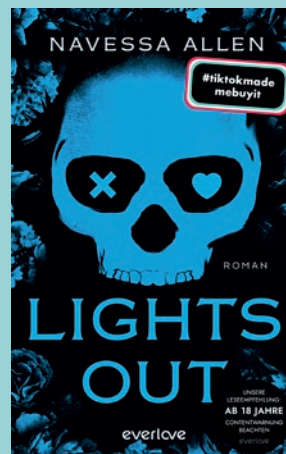
ALL YOU NEED IS

NAVESSA ALLEN
LIGHTS OUT
02.10.2025
Klappenbroschur
592 Seiten
17,00€ (D) 17,50€ (A)
ISBN 978-3-492-06731-7

Dark Romance
RomCom

Morally
grey

Stalker-
Trope



Power
Couple

He falls first

beliebt auf
Booktok

Friends to Lovers



Ballettlehrerin
meets Tattoo-
artist



→ Slowburn

← Single
Guardian

LISINA CONEY

THE BRIGHTEST LIGHT OF SUNSHINE

31.10.2025

Klappenbroschur

528 Seiten

17,00€ (D) 17,50€ (A)

ISBN 978-3-492-06821-5



intensive
Gefühle



→ Kleinstadt Vibes

everlove

mit Kathinka Engel, Kira Licht
und vielen weiteren Autor:innen

↪ Kurz-
geschichten

A SEASON OF LOVE AND SECRETS

MAREIKE ALLNOCH, BIANKA BEHREND,
KATHINKA ENGEL, CHRISTIAN HANDEL,
KIM LEOPOLD, KIRA LICHT, NINA MACKAY,
MIA MORENO, SARAH SCHEUMER, AND-
REAS SUCHANEK, LENI WAMBACH, TONI
WINTER,

02.10.2025

Klappenbroschur

368 Seiten

15,00€ (D) 15,50€ (A)

ISBN 978-3-492-06680-8



Weihnachts-
überraschungen



← verkürzt das
Warten auf
Weihnachten

↪ Adventskalender



ARNE DAHL

KALTES FIEBER

29.08.2025

17,00€ (D) 17,50€ (A)
ISBN 978-3-492-07243-4



V.L. BOVALINO

THE SECOND DEATH OF LOCKE

31.10.2025

24,00€ (D) 24,70€ (A)
ISBN 978-3-492-71031-2



KATE ALICE MARSHALL

EISNEBEL

28.11.2025

17,00€ (D) 17,40€ (A)
ISBN 978-3-492-06564-1

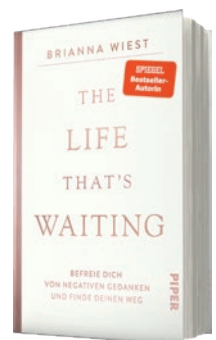


MARIE LUISE RITTER

DIE SUCHE NACH ZUHAUSE

01.08.2025

17,00€ (D) 17,50€ (A)
ISBN 978-3-492-06597-9



BRIANNA WIEST

THE LIFE THAT'S WAITING

04.07.2025

22,00€ (D) 22,70€ (A)
ISBN 978-3-492-07305-9



LOTTA LUBKOLL

IMMER DEN NÜSTERN NACH

31.10.2025

18,00€ (D) 18,50€ (A)
ISBN 978-3-89029-605-0

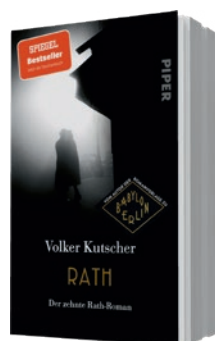


CECELIA AHERN

**EIN HERZ AUS PAPIER
UND STERNEN**

31.10.2025

24,00€ (D) 24,70€ (A)
ISBN 978-3-492-07366-0



VOLKER KUTSCHER

RATH

02.10.2025

14,00€ (D) 14,40€ (A)
ISBN 978-3-492-32310-9



JULIAN HESSLER

AMERIKAS OLIGARCHEN

10.10.2025

24,00€ (D) 24,70€ (A)
ISBN 978-3-492-07419-3



MICHEL FRIEDMAN

MENSCH!

29.08.2025

22,00€ (D) 22,70€ (A)
ISBN 978-3-8270-1507-5



KATHRIN SOHST

**DEIN GLÜCK KOMMT
VON HERZEN**

29.08.2025

12,00€ (D) 12,40€ (A)
ISBN 978-3-492-32151-8



SAHIL BLOOM

**DIE 5 ARTEN DES
REICHTUMS**

01.08.2025

24,00€ (D) 24,70€ (A)
ISBN 978-3-492-05829-2

Piper Verlag GmbH
Georgenstraße 4
80799 München

Postfach 40 14 60
80714 München

Tel. (089) 38 18 01-0
Fax (089) 33 87 04

info@piper.de
www.piper.de

GESCHÄFTSFÜHRUNG:

Felicitas von Lovenberg, Christian Schniedermann
Registergericht: Amtsgericht München
Registernummer: HRB 71118

LEITUNG VERKAUF UND VERTRIEB:

Sabrina Zingg
Tel. (089) 38 18 01 44
Fax (089) 38 18 01 68
sabrina.zingg@piper.de

LEITUNG MARKETING:

Jennifer Maurer
Tel. (089) 38 18 01-63
Fax (089) 38 18 01-591
jennifer.maurer@piper.de

LEITUNG LIZENZEN & FOREIGN RIGHTS:

Sven Diedrich
Tel. (089) 38 18 01-26
Fax (089) 38 18 01-272
sven.diedrich@piper.de

LEITUNG PRESSE- UND ÖFFENTLICHKEITSARBEIT/ VERANSTALTUNGEN:

Kerstin Beaujean
Tel. (089) 38 18 01-25
kerstin.beaujean@piper.de

REZENSIONSANFORDERUNGEN:

press@piper.de
Fax (089) 38 18 01-65

DRUCKEREI:

Gotteswinter und Fibo Druck- und Verlags GmbH
Joseph-Dollinger-Bogen 22
80807 München

Stand März 2025

Preisänderungen und Irrtümer vorbehalten.

Die € (A)-Preise wurden von unserem Auslieferer als sein gesetzlicher Letztverkaufspreis in Österreich angegeben.

Gestaltung: Daniel Sluka | Design · www.daniel-sluka.de

Herstellung: Mark Oliver Stehr, oliver.stehr@piper.de

VERWENDETE SCHRIFTEN:

Acumin, Adage Script, Adobe Caslon, Brandon Grotesque, Cormorant Garamond, EB Garamond, Felt Tip, Freight Big, Futura, Mono 45, Pressio, Stratos

BILDNACHWEIS:

S. 5 Dora Zwickau © Jenna Smith
S. 15 Carsten Henn © Marion Koell
S. 22 Linus Geschke © Marc Hillesheim
S. 32 Caro Matzko © Gerald von Foris
S. 34 © privat
S. 42 Sten Nadolny © Ekko von Schwichow
S. 50 Gaël Faye © JF Paga
S. 61 Hanno Sauer © Elisa Prodöhl
S. 68 – 77 © privat
S. 78 Jaroslav Rudiš © Vojtěch Veškrna
S. 82 – 86 © privat
S. 88 Florence Winter © Sina Weber
S. 94 Ransom Riggs © Tahereh Mafi
S. 103 Syou Ishida © privat
S. 110 Jennifer Sieglar / Tim Schreder © Lena Heckl
S. 112 – 113 © privat
S. 114 Susanne Siegert © Ina Lebedjew
S. 120 – 123 © privat



Leseexemplar-Service für BuchhändlerInnen
Bestellen Sie in drei Schritten Ihr digitales
Leseexemplar auf www.piper.de/leseexemplare



e-Book



Trailer für Ihre Online-Filiale

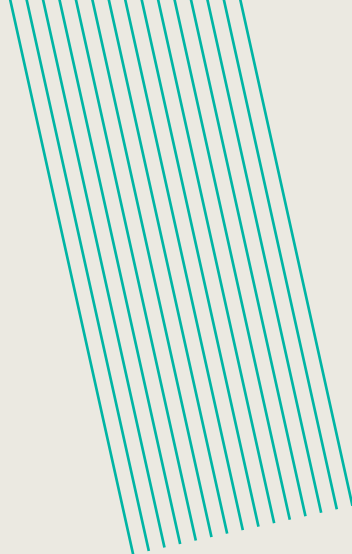
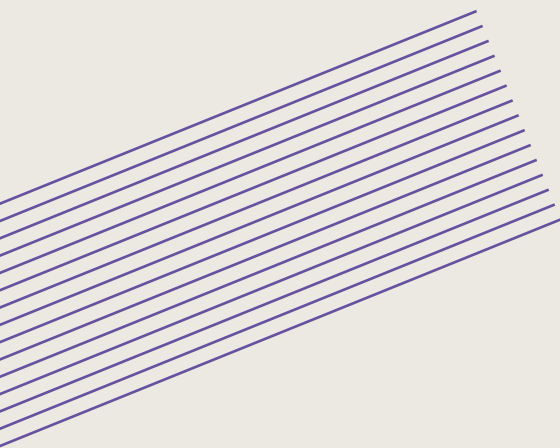


Autorenveranstaltungen

vltbTIX Weiteres Infomaterial auf vltbTIX

peyer
COVER

MATERIAL UMSCHLAG:
PEYDUR recycled lissé 270g/m2
Von peyer graphic, Leonberg



Piper Verlag GmbH
Georgenstraße 4
80799 München